Novellen

von

Karoline Leonhardt-Lyser.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Inhalt:

1. Getrennt und doch vereint.
2. Das Leben im Waldschloſſe.
3. Lebensſchattirungen.
4. Immanuel.
5. Konradin.

Leipzig, 1842.
Heinrich Hunger.

Der

verehrten Frau

Dr. Brecht

zu Frankfurt a. M.

der

edlen Bildnerin der weiblichen Jugend

aus inniger Hochschätzung

gewidmet

von

Karoline Leonhardt-Lyser.

I.

Getrennt und doch vereint.

Sie kamen vom Rathhause, sie waren geschieden.— Oswald begleitete Carolinen noch einige Schritte, an der Ecke der Straße wandte sie sich links ihrer neuen Wohnung zu, nachdem sie ihn nochmals freundlich gebeten ihr den kleinen Oswald doch bald zu schicken; er ging nach der Wohnung, welche sie früher gemeinschaftlich bewohnt hatten.

„So bin ich denn frei!“ sprach er leise vor sich hin und sein Lächeln verwandelte sich in ein schmerzliches, „ja ich bin frei, kann gehen und kommen, wenn ich will, wohin ich will, ohne gefragt zu werden, ohne leise Klagen und Vorwürfe zu hören — ohne Heimlichkeiten zu haben! — Warum drang sie auch auf Scheidung? Sie hat es gewollt, Sie allein, nicht ich! Konnte ich nachgeben, wenn ich nicht all meine männliche Würde auf das Spiel setzen wollte?

Bestand sie nicht fest darauf, daß ich Clotilden nie mehr sprechen sollte und — es lag mir ja nicht so viel an Clotilden, ich hätte ihr wahrlich diesen kleinen Wunsch erfüllen können! —

Er trat in sein Haus, im Vorzimmer stand die Wärterin mit dem kleinen Oswald, der nach der Mutter schrie. Die Wärterin hatte auf einem Arme den Knaben, an dem andern hing ein Korb, aus dem des Knaben Spielsachen herausschauten. „Wollt ihr fort?" sprach Oswald leise und wandte sich ab, als der Knabe fröhlich ausrief: „ja zur Mutter, ich hole sie wieder!"

Noch einmal küßte Arwell den Sohn und ging in sein Zimmer. Da saß Emilie, seine siebenjährige Tochter, sie weinte, der Vater getraute sich nicht zu fragen, warum. Er sagte freundlich „Emilie, wir werden heute zusammen spatzieren gehen!" „O laß mich doch zu Hause!" erwiderte die Kleine und schluchzte laut.

„So ist Er denn frei!" sprach Caroline, als sie in ihr einsames, kleines Zimmer trat, „frei, er hat es ja gewollt!" —

Gewollt nicht, ich sprach das Wort „Scheidung!" zuerst aus; aber warum nahm er es an?

Das Wort war mein letzter Schmerzensschrei und Er? — Er nahm mich nicht an sein Herz mein Weh zu stillen, er war vielleicht froh, daß ich ihm zuvorkam. — Es wäre noch schrecklicher, hätte er mich heißen aus seinem Hause gehen! er hätte es wohl nie gethan, er wäre in Liebe wieder ganz mein geworden — ich hätte Rechte an ihm behalten — jetzt? — Jetzt muß ich es dulden, daß eine Andre seinen Namen, daß sie sich öffentlich seiner Liebe rühmt, lächelnd auf mein verweintes Antlitz schaut — daß meine Kinder sie Mutter nennen, weil sie ihres Vaters Gattin ist! — Ich habe zu rasch gehandelt — doch es sei! —

Die Wärterin trat mit dem kleinen Oswald ein, das Kind streckte die Aermchen nach ihr aus; sie drückte es fest an ihre Brust, sie war einen Augenblick glücklich!

„Hast du Abschied von deinem Vater genommen?“ fragte sie; der Knabe nickte mit dem Kopfe, dann lächelte er, ganz wie der Vater, die Mutter lächelte auch, dann weinte sie lange, bitterlich.

Der kleine Oswald schlief ein, sie trug ihn in ihr nettes, von grünem Weinlaub umranktes Schlafgemach und legte ihn in sein Bettchen, dann setzte

sie sich nieder und nahm ein Buch, blätterte darin und legte es wieder weg.

Oswald saß allein in dem hohen, großen Zimmer, es kam ihm heute unendlich groß vor, denn der Platz, wo des kleinen Oswalds Spielsachen sonst standen, war jetzt leer und da Emilie ausgegangen war mit der Wirthschafterin, die heute ihren Dienst bei ihm angetreten hatte, so war er ganz allein. Er mochte Niemand bei sich sehen, er mochte nicht ausgehen!

Es klopfte leise an die Thüre, Therese, die alte Kammerfrau seiner Frau, war es. Sie grüßte ihn mit steifer Höflichkeit. Er, froh ein bekanntes Gesicht zu sehen, sagte: warum so fremd, wir kennen uns lange.

„Ja wohl, neun Jahre, wie Sie mich abpaßten auf der Straße, um zu hören, ob Fräulein Caroline zu sprechen sei — die Zeit ändert sich." Sie sagte ihm hierauf, daß sie einen Träger mitgebracht, für den Nähtisch ihrer Gebieterin, welcher noch stehen geblieben sei. Er seufzte, „es wird dann sehr leer im Zimmer aussehen und — der Tisch ist so schön auseinander ein Meisterstück, wirklich das Meisterstück [illegible] damals auch Bräutigam

war, ich kaufte ihn für meine Braut, aus Aberglauben; er ſollte Glück für uns bringen. Thereſe, ſagen Sie doch Ihrer Gebieterin, ſie möchte ſo gütig ſein und mir den Nähtiſch laſſen — ich ließe ſie bitten! —"

„Ich will es ausrichten," antwortete Thereſe, „aber ſie ſagte als ich ging —"

„Was, Thereſe, was? —"

„Sie hätte den Nähtiſch lieb, ſie hätten oft dabei geſtanden und ihr zugeſehen, wenn ſie eine Arbeit für Sie in den Händen gehabt hätte!"

„Schon gut, nimm ihn nur —" ſagte er — „ich möchte ihn freilich gern behalten. Er rief den Träger ſelbſt herein, aber vorher zog er noch einmal das Fach auf und legte eine friſche Roſe hinein, dann ging er aus dem Zimmer."

In ſeinem Zimmer ſaß er, bis der Bediente ihn aufſtörte, er brachte ein roſenfarbnes Briefchen, riß es auf und las:

Mein theuerſter Freund,

von Fremden erfahre ich, daß Sie nun gerichtlich geſchieden ſind, die letzte Zuſammenkunft mit Ihrer ehemaligen Gattin hatten — Sie kommen nicht, mir dies ſelbſt zu ſagen? — Wie viel habe ich ſchon um meiner Liebe willen geduldet, jetzt wo Sie frei

ſind, drücken Sie durch Kälte mich nieder, womit habe ich dies verſchuldet?! —

Clotilde.

„Sie hat Recht, ich weiß es, die Freunde Carolinens ſchmähen ſie, ich will hin zu ihr! Sie liebt mich ſo unausſprechlich, ſie hat unendlich wegen mir gelitten — ach! — Hätte ich die Unſelige nie geſehen, es wäre uns allen Dreien beſſer! — Warum auch" ſetzte er unmuthig hinzu und zerpflückte einige Blumen, die ihm nahe in Vaſen geſtanden hatten — warum auch nahm Clotilde einen Scherz ſo ernſt, warum verfolgte ſie mich, warum ſchied ſich Caroline — ſie liebt mich nicht, ihre, meine Kinder nicht — ach warum ward ich geboren, warum hab' ich das Unglück der Abgott, ja der Abgott der Weiber zu ſein! —"

Er zürnte Clotilden, Carolinen; er fand eine Art Troſt darin, und ſich endlich nicht ſchuldig, nur unglücklich! Er rannte durch die Straßen an ſeinen beſten Freunden vorbei, ohne zu grüßen; er flog die Treppe hinauf, in Clotildens Zimmer, nicht aus Sehnſucht, nein aus Unruhe.

Sie kam ihm entgegen, friſch und blühend, lächelnd — und Caroline weinte vielleicht. Sie überſchüttete ihn mit zärtlichen Vorwürfen, mit

Schmeichelworten, sie lehnte sich an seine Brust und weinte. Er ward gerührt und ließ sich geduldig von ihr liebkosen; — „ich werde Sie ja nicht verlassen, sagte er langsam zu ihr!

„O! das erwartete ich immer; glaubten Sie, ich würde Ihnen so unendliche Liebe verrathen haben, sagte mir nicht mein Herz, daß ich bald die Ihrige vor der Welt sein würde? Wir werden recht glücklich sein! —"

Er lächelte bitter — sie sprach es aus, was er nie gedacht! Die beiden Frauen, Caroline und Clotilde hatten zuerst von seiner Trennung, von Carolinen, von seiner Verbindung mit Clotilden gesprochen; er hatte nicht daran gedacht und nun fragten ihn die Leute und nahmen es für gewiß an, daß er es jetzt Clotilden schuldig zu sein glaubte, sich mit ihr zu vermählen.

Er bejahte fast Alles, was sie sprach und ging dann nach Hause. Es war schon ganz dunkel, Schnee und Regen fielen vermischt vom Himmel herab, Arwell hüllte sich dicht in seinen Mantel und ging weiter. Er machte einen Umweg; vor Carolinens Wohnung blieb er stehen, und schaute zu dem matt erleuchteten Fenster hinauf. Von Zeit zu Zeit bewegte sich Carolinens Schatten am Rouleaux, auf der

Straße war Alles still, niemand wagte sich in diesem Decembersturme heraus; leise Töne drangen an sein Ohr, er hörte: wie Caroline, um den Knaben einzuschläfern, mit lieblicher Stimme sang:

„Schlaf Du mein Liebling, die Mutter, sie wacht!"

Leises Schluchzen unterbrach ihren Gesang, er wollte hinauf zu ihr, aber indem er die Hand ausstreckte, die Klingel zu ziehen, fiel sein Blick auf den goldnen Ring, den ihm vor einer Stunde Clotilde als Verlobungsring geschenkt und langsam kehrte er um.

Als er nach Hause kam, schlief Emilie; sie lag da mit verweinten Augen und schluchzte im Schlafe, die Wirthschafterin trug mit vieler Redseligkeit das Nachtmahl auf, es war ihm unmöglich, etwas davon zu genießen. Sie nahm es empfindlich wieder fort.

Der Bediente brachte mehrere Briefe, die an Arwell eingegangen waren, sie kamen von seinen drei innigsten Universitätsfreunden, mit denen er vier Jahre gemeinsam verlebt hatte.

Der erste Brief von Georg enthielt Fragen, was an dem Gerücht sei! was von B — aus bis in seinen Wohnort gedrungen und ob das Unglaubliche wahr sei, daß Arwell sich von seiner vortrefflichen Gattin trennen wolle. Ermahnungen, diesen Schritt wohl zu überlegen, schlossen den Brief. Ver-

ſtimmt warf ihn Arwell von ſich und erbrach den zweiten; er war von Eugen, der vor achtzehn Monaten nach Nordamerika geſchifft war. Der Freund ſchilderte ſein Leben in Amerika, ſein neues, ſelbſtgewähltes Vaterland, in dem er zu bleiben beſchloß, er kündigte ihm ſeine Verbindung mit einer jungen Engländerin an und wünſchte dieſe Ehe möge ſo glücklich ſein, als Arwells Ehe, und ſeine junge Gattin ſo liebenswerth bleiben, als es Caroline in einer Reihe von Jahren geblieben ſei. Zuletzt kamen noch freundliche Grüße an Carolinen und einige heitre, freundſchaftliche Zeilen, an ſie gerichtet.

Wenn Caroline im Grabe geruht hätte, Arwell wäre von dieſem Briefe unmöglich tiefer, ſchmerzlicher ergriffen geweſen, als in dieſem Augenblicke. Eugen war ſein Vertrauter während ſeines Werbens um Carolinen geweſen, das Andenken an den Freund zog den Schleier von der Vergangenheit weg, und eine Reihe ſchöner Tage mit Carolinen gemeinſam verlebt, durch ſie verſchönt, lagen vor ſeinen Blicken.

Wie lange er ſo, in Erinnerung verſenkt, dageſeſſen hatte, wußte er nicht; die Kerzen waren ſchon tief herabgebrannt, als er wieder zu ſich ſelbſt kam und ohne den dritten Brief zu leſen, ſich zur Ruhe begab.

Am andern Morgen war dieſe tiefe Rührung nicht mehr ſo vorherrſchend in ihm, er nahm mit Emilien zuſammen das Frühſtück und wollte dann ausgehen, ſich zu zerſtreuen.

Ehe er ging, fiel ihm der dritte Brief in die Augen, er war von Walther, ſeinem treuen, ſchroffen Freunde. Dieſer, von ſeinen Verhältniſſen näher unterrichtet, beklagte, daß ſeine Abweſenheit ihn verhindert habe, ſeinem Arwell die Augen zu öffnen und ſtellte ihm Clotilden als ein boshaftes Weib, als vollendete Buhlerin dar, die ihn unmöglich lieben könne, ſondern nur aus Laune und Koketterie nach ſeiner Liebe geſtrebt habe.

Daß Clotilde, wenn ſie ihn wahrhaft geliebt hätte, ſeine ehelige Zufriedenheit nicht geſtört haben würde, bedachte Arwell nicht, es beleidigte ſeine Eitelkeit, daß Walther es bezweifle, daß Clotilde ihn aufrichtig liebe; er fand, daß Walther ſie zu hart beurtheile, daß ſie um ſeinetwillen geſchmäht würde, er glaubte ihr Erſatz, vollen Erſatz ſchuldig zu ſein, es kam ihm ungemein ritterlich und edel vor, der öffentlichen Meinung zu trotzen. Er wußte, ſeine Wahl mußte Carolinen ſchmerzen und er hatte ein eignes Gelüſt darnach, Carolinen, und ſei es auch

auf die schmerzlichste Weise, mit seinem Andenken zu beschäftigen.

In dieser Stimmung ging er zu Clotilden, die ihm frisch und blühend wie der junge Tag erschien, obgleich in ihren Augen noch Spuren von Thränen sichtbar waren.

Wie alle edle Naturen im Unglück den Schmerz Andrer tiefer empfinden als sonst, so erging es auch ihm, er wünschte Clotilden wieder lächeln zu sehen und drang in sie, ihm, sobald es der Anstand dem Geschiedenen erlaube, ihre Hand zu geben.

Sie schwieg und sagte nach einer Pause: „wie ich Dich liebe, ist Gott bekannt und was auch die Welt von mir sagen mag; der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme — hätte Caroline Dich geliebt wie ich, sie würde Dich nicht so kalt und schnell aufgegeben haben!“

„Ach, sie liebte mich wohl!“ sagte er leise und setzte in Gedanken hinzu: ich liebte sie auch und gab es nicht auf, Clotilden zu besuchen — für so viele Opfer und Liebe von der treuen Frau, konnte sie es fordern, daß ich —“

Clotilde ergriff seine Hand und sprach, ihn aus seinen Gedanken aufstörend: „ja Arwell, ich will die Deine sein bis in den Tod und ist es Dir recht,

so sei mein Geburtstag unser Trauungstag, der fünfzehnte Januar."

„Also noch sechs Wochen sind bis dahin!" erwiderte er, „dann, dann Clotilde werde ich ruhiger und glücklicher sein, als ich es jetzt bin."

Das Weihnachtsfest kam heran; Arwell, welcher jetzt den größten Theil des Tages bei Clotilden zubrachte, dachte seltner an Carolinen, es ward ihm keine Zeit dazu, Clotilde bemühte sich, seine Seele zu füllen, zu derselben Zeit ward er auch von einem streitsüchtigen Verwandten in einen Prozeß verwickelt, durch den er in Gefahr kam, zwei Drittheile seines Vermögens zu verlieren.

Arwell hatte das Vermögen bisher wenig geachtet, er hätte von dem Dritttheil noch anständig leben können, aber er war verwöhnt und großmüthig, er war nicht gewohnt, sich einzuschränken, es würde ihn unglücklich gemacht haben, Andre nicht mehr beschenken zu können, zugleich empörte ihn das unrechtliche Verfahren seines Vetters und er verfolgte sein Recht mit allem Eifer.

Clotilde billigte dies, auch sie war, obgleich nicht reich, doch verwöhnt und der Prozeß machte sie zu Zeiten sehr niedergeschlagen, bis es Arwell gelang, sie

von seinem Rechte mit der Gerechtigkeit der Richter zu überzeugen.

Jetzt erinnerte ihn Caroline an sich, indem sie durch ihre Kammerfrau sich Emilien von dem Vater zum Christabend erbitten ließ.

Arwell gab seine Einwilligung und erbat sich zum ersten Weihnachtsfeiertage seinen Sohn von der Mutter; dadurch ward er an die frühern glücklichen Christabende erinnert und zugleich auch, daß er für Emilien und Oswald und auch für Clotilden noch nichts eingekauft habe.

Er ging auf den Christmarkt und kaufte ohne zu handeln, eine Menge Spielereien, die er nach Hause schickte, dann für Clotilden einen prachtvollen Schmuck. Jetzt ging er an einem Blumengewölbe vorüber und sah einen blühenden Rosenstock, welcher zwanzig der schönsten Centifolien trug, Knöspchen und erblühte Rosen. Dieser Rosenstock, eine Seltenheit für die jetzige Jahreszeit, erinnerte Arwell daran, daß Caroline die Rosen sehr liebe, er warf ein Goldstück hin und befahl dem Gärtnerburschen, der ihn nicht kannte, den Rosenstock zu Frau von Arwell zu tragen.

Von Weitem folgte er demselben und sah, wie er ohne den Rosenstock aus ihrer Wohnung kam. Nun ging er zu Clotilden, heiterer als seit langer Zeit, es

that ihm wohl, Carolinen heute heimlich beſchenkt zu haben.

Er beſchenkte Clotilden mit dem reichen Schmuck und ward von ihr wieder beſchenkt mit einer bewundernswürdig ſchön geſtickten Brieftaſche, die ſie verfertigt haben wollte. Indem er ſie ſorgfältig betrachtete, fand er inwendig die kleine Etikette mit dem Preiſe der Brieftaſche. Er ſchwieg, aber die Gabe hatte nun keinen Werth mehr für ihn, unwillkührlich fiel ſein Blick auf den Namen in ſeinem Taſchentuche, den Caroline vor Jahresfriſt unter ſeinen Augen hineingeſtickt hatte.

Draußen fielen die Flocken dicht und bunt durch einander herab, und bedeckten die Erde mit einer weißen Sammetdecke. Arwell ſchied von Clotilden, hüllte ſich feſt in ſeinen Mantel und ſchritt durch die verödeten Straßen ſeiner Wohnung zu; da befand er ſich, ohne zu wiſſen wie es gekommen, unter Carolinens Fenſter.

Er überredete ſich, daß er, nur um die Freude der Kinder zu ſehen, hinauf zu ihr gehen möchte, aber er wagte es nicht, als Clotildens Bräutigam, vor ſein Weib, vor die Mutter ſeiner Kinder zu treten. Das Herz pochte ihm, wenn auch aus andern Urſachen, wie zu der Zeit, wo er es nicht wagte, Carolinen zu beſuchen, weil ihre Tante ihm nicht wohlwollte.

Da ſtand die alte Linde noch, die er im Dunkeln oft beſtiegen hatte, um unbemerkt in Carolinens Wohnzimmer zu ſchauen, ſie war jetzt entblättert. Er ſchaute ſich um, Niemand ließ ſich auf der öden Straße blicken, raſch ergriff er einen niedrigen Aſt und befand ſich jetzt oben auf der Linde. Er konnte Carolinens Gemach bequem überſchauen, ſie hatte die Vorhänge nicht herabgelaſſen und zündete jetzt den Chriſtbaum an. Seit mehreren Wochen ſah er zum Erſtenmale ihr liebes, jetzt vom Kummer bleiches Antlitz wieder. Sie muſterte noch einmal die Beſcherung, was ſie ſonſt gemeinſam gethan hatten, und zog die Klingel. Die Kinder flogen herein, auf die Beſcherung zu, ein Lächeln ſchwebte um der Mutter Mund, ſie drückte die Kinder an ihr Herz und bemühte ſich; ihre Thränen zu verbergen. Arwell hätte ein Jahr ſeines Lebens darum gegeben, wenn er hätte verſtehen können, was ſie im Zimmer ſprachen. Er ſah den Roſenſtock auf dem Nähtiſche ſtehen und ſein Bild an der Wand hängen, es ward ihm unbeſchreiblich weh um das Herz, er empfand eine Art von Heimweh, er kam ſich vor wie ein Menſch, der durch einen Strom von ſeinem Vaterlande getrennt iſt, das er täglich erblickt, aber nicht mehr beſuchen darf. Die Lichter am Baume erloſchen, der kleine Oswald ward ſchläfrig, Emilie nahm Hut

und Mantel, Arwell mochte den Abſchied zwiſchen Mutter und Kind nicht ſehen, er ſtieg von der Linde herab und eilte mit haſtigen Schritten ſeiner Wohnung zu.

Den andern Tag wurde ihm der kleine Oswald gebracht, aber er verlangte wiederholt nach der Mutter, und ſelbſt die reiche Beſcherung vermochte nicht, den weinenden Knaben zu halten.

Unter den Bewunderern Clotildens zeichnete ſich der Baron Gaultier aus, ein Pariſer von Geburt, nicht ſchön, aber anziehend, voll Witz und geſelliger Talente, und ungeheuer reich. Er machte fürſtlichen Aufwand und die erſten Häuſer bemühten ſich ihn bei ſich zu ſehen.

Der Baron huldigte den Damen, aber bald vorzugsweiſe Clotilden, es ſchien ihn nicht im Geringſten zu ſtören, daß ſie Arwells Braut ſei und ſie nahm ſeine Huldigungen wie einen, ihr zugehörigen Tribut auf.

Arwell bemerkte dies, er blieb ruhig, Clotilde vertraute ihm: daß der Baron ihr deutlich zu verſtehen gegeben habe, daß er augenblicklich bereit ſein würde, ihr Herz und Hand zu Füßen zu legen, wenn ſie nicht ſchon verlobt ſei — und Arwell blieb ruhig.

Diese Ruhe erinnerte ihn an die fürchterliche Eifersucht, die ihn Jahrelang gepeinigt hatte, als er um Carolinen geworben, ja als er schon ihr Gatte gewesen. Nicht aus Mißtrauen in Carolinens Charakter, nicht aus gekränkter Eitelkeit oder Mangel an Vertrauen in seinen Werth, entsprang diese Eifersucht, der Gedanke, es könne nur eine Stunde geben, in welcher nicht er allein in Carolinens Seele thronte, war ihm fürchterlich. Er konnte noch jetzt nicht ohne Bitterkeit daran denken, daß Caroline sich wieder vermählen könnte, und bei der immer wachsenden Freundschaft zwischen Clotilden und dem Baron, empfand er nichts als Verdruß über die schiefen Urtheile der Menge, die seine Braut durch ihr unbedachtsames Benehmen herausforderte.

Er bemerkte mit Empfindlichkeit, daß Clotilde von seinen Freunden mit Kälte aufgenommen wurde, er hörte zuweilen von Carolinen sprechen, an Orten, wo man ihn nicht kannte und überall nannte man sie mit der größten Achtung. Sie lebte ganz still und eingezogen, man sah sie fast nur in der Kirche.

Arwells Prozeß war entschieden, er hatte ihn gewonnen, und setzte Clotilden eine anständige Summe aus, über welche sie sogleich verfügen konnte.

Er hätte dies ſicher nicht gethan, wenn er ſie mehr geliebt hätte.

Der Trauungstag kam heran, Clotilde hatte einen prachtvollen Brautſtaat von Arwell empfangen und eine Schnur ächter Perlen von dem Baron, er erbat es ſich als Gunſt, daß ſie dieſe Gabe am Brauttage tragen möge und Clotilde beſaß nicht Feſtigkeit und Zartgefühl genug, ſie zurückzuweiſen.

Mit ſtürmiſchen aber nicht freudigen Empfindungen erwachten am Trauungstage drei Menſchen, Arwell, Clotilde, Caroline.

Arwell erinnerte ſich des Tages, an welchem er mit Carolinen verbunden worden war; auf ewig, dachte er damals, der Tod meinte er, ja nur der Tod kann uns auf kurze Zeit trennen!

Und noch lebten beide in Jugendkraft und waren doch ſchon getrennt.

Er kleidete ſich haſtig an, nicht aus liebender Ungeduld, nein aus ſchmerzlicher Unruhe, er wünſchte den halb gethanen Schritt ſchon ganz zurückgelegt zu haben.

Clotilde hatte das Ziel ihrer Wünſche erreicht, als Arwells Braut ſtand ſie vor dem Spiegel, aber ſie ſah trübe und bleich aus, ſie fühlte die üblen Nachwehen, die der empfindet, welcher ſich von einer ungeſetzlichen Leidenſchaft hinreißen läßt; es ſchmerzte ſie,

daß Niemand ſie beneidete, Jeder ſie tadelte, die hohe Achtung, in welcher Frau von Arwell ſtand, ward ihr nicht zu Theil, man ſah in ihr nur die Störerin einer glücklichen Ehe. Sie hatte heimlich Frau von Arwell beneidet, gehaßt, aus Eiferſucht gehaßt, ach und jetzt ſtand die Gehaßte, auf die ſie nun ſtolz herab ſehen wollte, in der öffentlichen Meinung ſo hoch über ihr, ihr begegnete man beinahe wie Arwells Geliebten, Carolinen noch immer als ſei ſie ſeine Gemahlin und nicht von ihm getrennt.

Der größte Triumph, den ſie ſich verſprochen hatte, war dahin, Arwell war kalt, übellauniſch, ſeine Tochter bezeigte ihr offenbare Abneigung, und der Baron Gaultier, der reichſte Mann in ganz B., der Liebling der Frauen, liebte ſie hoffnungslos, weil ſie Braut war.

Sie bereute jetzt ihre Handlungsweiſe und baute ſich mühſam ein Luftſchloß von Glück auf; die Leidenſchaft für Arwell war noch nicht ganz verglüht, aber ſie war nicht mehr mächtig genug, um alle andern Empfindungen in ihr zu verdrängen.

Caroline hatte ihres Gatten Trauungstag vernommen, es konnte ihr nichts Neues ſein, aber doch erſchrak ſie wie Einer am Todtbette ſeines Freundes erſchrickt, wenn er auch ſchon längſt auf ſein Hinſcheiden vorbereitet iſt. Sie hatte die ganze Nacht hin-

durch geweint und ſtand jetzt auf, die Thränenſpuren vom Antlitze wegzuhauchen und ſich mit zitternder Hand zu kleiden.

Den Schmerz, daß Arwell die Liebe, die er früher für ſie empfunden auf eine Andre übertragen, hatte ſie ſchon erlitten, die Scheidung auch; aber jetzt that er den letzten Schritt, der ſie auf immer trennte.

Jetzt durfte ſie es ihren Kindern nicht mehr wehren, wenn ſie Clotilden Mutter nennen wollten, ſie mußte es wünſchen, daß Emilie ihre Abneigung gegen die Stiefmutter beſiegte. Sie durfte nicht mehr an Verſöhnung denken, nicht mehr frühere Gefühle in Arwells Herzen wecken wollen, wenn ſie nicht Clotildens Rechte kränken und ſich des Unrechtes ſchuldig machen wollte, das dieſe an ihr begangen hatte. Sie war zu edel, um nicht zu wünſchen, daß Arwell glücklich ſein möge, aber es lag eine Art von Troſt für ſie in dem Glauben, daß er zu Zeiten mit Wehmuth ihrer gedenken werde.

Sie glaubte feſt, daß er Clotilden ſo nicht liebe wie er ſie geliebt hatte, vielleicht noch liebte, ohne es zu wiſſen, ſie ging die Vergangenheit durch, Tag für Tag und begegnete überall Beweiſen von Arwells Sorgfalt und Liebe bis zu dem letzten Jahre, wo ihr Stolz ſich ſträubte zu ſchweigen, wo ſie hätte ſchweigen ſollen

bis zu dem Tage, wo sie in Hoffnung ihn für immer von Clotilden zu trennen, das Wort „Scheidung" zu rasch sprach. Es beglückte sie, an die Zeit ihrer Liebe zurückzudenken, ihre Thränen flossen, sie war mild und weich, jetzt hätte sie ihm Alles verziehn, jede Leidenschaft für eine Andre als für sie konnte ja nur ein Rausch sein, aus welchem er früher oder später erwachen mußte. Sie gedachte seiner Eifersucht und wie sehr Eifersucht peinige, und sein Vergehen ward in ihren Augen immer kleiner. Da schlug die Glocke, jetzt fuhr er zur Kirche. — Caroline hatte Oswald seit der Scheidung nicht gesehen, jetzt mußte sie ihn sehen und sollt' es ihr Leben kosten. Sie hüllte sich in ihren Mantel, ließ den Schleier herabfallen und eilte zitternd, leise weinend zur Kirche.

In der Domkirche war Alles still, der Kirchner wollte die Thüre nicht öffnen, weil Arwell sich Zuschauer verbeten hatte, Caroline ließ ein Goldstück in seine Hand gleiten, er öffnete ihr hierauf einen vergitterten Stand; irrte sie nicht, so glaubte sie unweit des Altars den Baron zu erblicken. Der Küster ging, das Brautpaar erwartend, auf und ab, da kamen zwei Wagen herangerollt.

Arwell trat in die Kirche, festlich geschmückt, er

ſah ſchön aus, wie immer, aber todtenbleich, Clotilde in hellrothem Atlas mit Blumen und Perlen geſchmückt ſah, verdrüßlich über Arwells Trauer, ja faſt verlegen aus.

Ihr Oheim mit ſeiner Gattin und Emilie folgten, das Kind ſenkte den Kopf und weinte.

Da trat der Prediger, derſelbe, welcher vor beinahe neun Jahren den damals zwanzigjährigen Arwell mit der ſechzehnjährigen Caroline verbunden hatte, vor den Altar.

Arwell erblich und der Prediger begann ſeine Rede und kam immer wieder auf das Thema, das hier ſo übelgewählt war: „was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden," zurück.

Er ſprach viel von dem Feſthalten an dem einmal Erwählten und ermahnte Arwell, feſtzubleiben in der Liebe und in der Treue.

Niemand als Caroline, die ihre Blicke nicht von Arwell wendete, bemerkte den Kampf der Seele, der ſich in ſeinen Zügen malte, da unterbrach er plötzlich den Prediger und ſprach: „ja, feſthalten muß man in der Liebe, in der Treue! treu bleiben will auch ich! ich kann dieſes Weibes Gatte nicht ſein."

Clotilde würde zur Erde geſunken ſein, wenn ſie nicht der herbeiſpringende Gaultier aufgehalten hätte,

der Prediger ſah erſtaunt, aber nicht unwillig auf Arwell, welcher Emilien bei der Hand faßte und das Gottes Haus verließ. Caroline glaubte zu träumen, ſie verbarg ihr Geſicht betend in ihren Händen, und ging dann ungeſehen aus der Kirche.

Arwell ſprang aus dem Wagen und trug ſein Kind die Treppe hinauf, er verſchloß ſich in ſein Zimmer, um Briefe zu ſchreiben, nachdem er vorher dem Bedienten einige Befehle gegeben hatte. Nach einigen Stunden kam er aus ſeinem Zimmer, in Reiſekleidern, er rief ſein Töchterchen herein, küßte ſie unter heißen Thränen, und ſandte ſie dann mit der Wirthſchafterin zu Frau von Arwell.

„Den Wagen vor!“ rief er dem Bedienten zu, und in einer Viertelſtunde rollte er ſchon durch die Straßen der Reſidenz, bei Carolinens Wohnung vorbei, zum Thore hinaus.

Als Caroline früh aus der Kirche kam, ſprang ihr der kleine Oswald entgegen, die Mutter nahm ihn wiederholt an ihr Herz, und wurde nicht müde ihn zu betrachten und zu küſſen. Daß Arwell Clotilden nicht mehr liebte, ja niemals wahrhaft geliebt hatte, fühlte ſie jetzt tief, ſie hielt nichts für gewiſſer, als daß ihr Gemahl jeden Augenblick zu ihr in das Zimmer tre-

ten, auf's Neue um ihre Hand bitten würde. Die Meinung Einzelner, die sie inconsequent nennen konnten, kümmerte sie nichts, sie dachte nur darüber nach, wie sie Arwell überzeugen könne, daß sie verziehen, daß ihr Herz vergessen habe, und was sie thun müsse, damit auch er vergessen möge, daß es jemals eine Zeit gegeben habe, in welcher er ihre Liebe und Treue nicht ganz verdient hatte.

Unwillkührlich ordnete sie ihr schönes, braunes Haar, und kleidete sich mit Sorgfalt. Da trat Emilie herein und reichte der Mutter des Vaters Brief. Caroline erbrach ihn, und las:

„Ich habe das Band, welches Clotilden und mich umschlang, gelöst, und alle meine Angelegenheiten, auch die Scheidung von Clotilden meinem Sachwalter übergeben. Wenn dieser Brief in Deine Hände kommt, habe ich die Stadt, in welche ich vielleicht nie wieder komme, verlassen. Das Weib schied sich von dem Gatten, weil der Gatte sich von ihr zuerst schied durch Neigung zu einer anderen, aber die Mutter kann sich nicht vom Kinde scheiden, darum gebe ich Emilien in Deine Hände. Der Himmel schütze Dich und unsre lieben Kinder.

Oswald v. Arwell.

Stumm legte Caroline das Blatt hin, mit ihm die letzte Hoffnung, er liebte Clotilden nicht mehr, aber auch sie nicht, hätte er sie sonst verlassen können? Caroline fühlte, sie hätte nicht die Stadt meiden können, in welcher er lebte.

Sie hatte sich von ihm getrennt, weil sie seinen Besitz nicht mit einer Andern theilen wollte, sie wollte, indem sie fest darauf drang, er solle Clotilden nie wiedersehen oder sich von ihr scheiden, seine Liebe zu ihr prüfen, sie bedachte nicht, daß Männer oft aus Trotz selbst das thun, was ihnen unangenehm ist, sie spielte ein gewagtes Spiel, indem sie ihm trotzte und — verlor es. Caroline besaß zu viel Stolz und Charakter, um später einzulenken; sie verließ den Gatten, aber ihr Herz blieb bei ihm zurück, sie nahm ihren kleinen Oswald mit sich, sie konnte Emilien täglich sehen, sie konnte ja hören wie Arwell lebe. — Und Er hatte die Stadt, das Land verlassen können, sie wußte nicht einmal wo er sei.

Caroline beurtheilte Arwell falsch, eben so falsch als damals, wo sie seine Annäherung zu Clotilden für mehr als einen flüchtigen Rausch hielt, für mehr als die sträfliche Lust, noch einmal im Herzen eines Weibes, Sehnsucht, Ahnung, Hoffnung, Liebe zu er-

regen. Sie vergaß ganz die einzige Schwäche Arwells, die Eitelkeit, weil bei ihr die Eitelkeit nur eine ganz untergeordnete Regung war.

Wie gern wäre Arwell aus dem Gotteshause hin zu Clotilden geſtürzt und hätte geſagt: „o nimm mich auf, ſage mir, indem Du mich liebſt, daß ein böſer Wahn mich umſtrickt hielt, aber er ſchämte ſich dies auszuſprechen, er fürchtete Carolinens Strenge, weil er, ſeit ſie ſich geſchieden, an ihrer Liebe zweifelte; und es iſt ja ſo etwas Gewöhnliches, daß Menſchen von feinem Gefühl viel eher vergeben, als Vergebung ertragen können.

Untreue würde Arwell ſeiner Gattin niemals verziehen haben, aber er wünſchte, ſie möchte irgend einen andern Fehler haben, damit er ihr doch auch etwas zu verzeihen hätte, aber wenn er ſich Carolinen dachte, ſo fand er, daß ſie zu jeder Zeit ihm lieb und treu und muſterhaft erſchienen ſei.

Er zürnte ihr nicht mehr, ſich ſelbſt aus Verdruß nicht mehr, ja nicht einmal Clotilden, ſondern dem unſchuldigen Freunde, in deſſen Familie er ſie zuerſt geſehn hatte.

Es war ihm zuwider, jetzt Pläne zu machen, er befand ſich am wohlſten dabei, planlos auf großen

Umwegen nach Italien zu reiſen, und in dem ſchönen Lande ſelbſt ohne Zweck und Ziel herum zu ſchweifen.

Daher kam es, daß er ſelten durch ſeinen Sachwalter Nachricht von ſeinen Angelegenheiten und von ſeinen Kindern bekam. Von Carolinen wagte der Sachwalter nicht zu ſchreiben, und Arwell ward von Schüchternheit abgehalten nach ihr zu fragen.

Während Arwell entfernt von der Heimath war, verlebte Caroline Tage voll unendlicher Qual. Jahrelang war ſie, glücklich mit ihrem Gatten, Mutter liebenswürdiger Kinder, im Schooße des Ueberfluſſes, eine beneidenswerthe Frau geweſen, und jetzt war ſie ſo verlaſſen, ſo unglücklich. Sonſt verging kein Tag, den ſie nicht größtentheils mit ihrem Gemahl verlebte, jetzt wußte ſie nicht, wo er weilte, ob er noch ihrer gedachte.

Die ſchöne, erſte Liebeszeit trat in lebhaften Farben wieder vor ihr Auge, das höchſte Glück des Lebens war ihr durch Arwell geworden; ſie fand eine ſchmerzliche Süßigkeit in dem Gedanken, daß ſie ſeine erſte Liebe geweſen ſei, daß er keine Andre wieder ſo lieben werde; durch dieſe Gedanken erwachte auch die bitterſte Reue in ihr über ihre Handlungsweiſe. Sie hatte ihn beredet, Theil an dem Feſt

zu nehmen, an dem er Clotilden zuerst sah, sie hatte ihn der Nebenbuhlerin Preis gegeben.

Je holder ihre Kinder sich entwickelten, desto schmerzlicher gedachte sie an den Vater der lieben Kleinen; sie war unglücklich, ihre Gesundheit nahm merklich ab, sie sehnte sich nach dem Tode und mußte doch um der Kinder willen leben.

Clotilde hatte sich getröstet, sie hatte dem Baron Gaultier ihre Hand gegeben und B. mit ihm verlassen.

Wieder waren Monate hingeschwunden, Caroline war noch leidender, sie hatte Arwells Sachwalter nach ihm gefragt, er wußte ihr nichts von ihm zu sagen. Er hatte ihr, um der Kinder willen, die Schlüssel zu Arwells Hause und allen Zimmern übergeben, sie nahm sie seufzend und legte sie vor sich hin. Es war eben an ihrem Trauungstage, vor zehn Jahren hatte sie Arwells Haus zum Erstenmale betreten. Als es dämmerte, ging sie nach dem Hause, sie öffnete es, ihre Tritte hallten in dem verödeten Gebäude. Sie betrat die Zimmer wieder, die sie gemeinsam bewohnt hatten, in ihrem Zimmer war es leer, weil sie mehrere Möbeln mitgenommen hatte, in seinem Gemache lagen noch Kleidungsstücke von ihm herum,

in einem Fenſterglas ſtand der Name Carolinens mehrmals in Stein geſchnitten. Sie zündete ſich, eine Kerze an, Arwells Pianoforte ſtand geöffnet, ſie ſpielte ſich ein Lied, aber ſie konnte es vor Thränen nicht zu Ende ſingen.

Endlich löſchte ſie die Kerze aus, ſchloß die Thüren und ging nach Hauſe. Vor ihrer Wohnung ſtand ein hoher, ſchlanker Mann und ſtarrte nach ihrem Fenſter, eine freudige Ahnung bewegte ſie — ſie trat näher, es war nicht ihr Gemahl, es war Du Val, ein Mann, der ſie vor ihrer Verbindung mit Arwell unendlich geliebt hatte, der ihr werth geweſen war. Vielleicht wäre ſie an ſeiner Seite glücklich geweſen, hätte ſie nicht, beſtochen von Arwells blendendern Eigenſchaften dieſem die Hand gegeben.

Du Val hatte an ihrem Hochzeitstage B. verlaſſen, er hatte ganz Europa durchreiſet, durchjagt und war wiedergekommen, um Carolinen nur zu ſehen; jetzt ſtand er wieder vor ihr, vor ihrer Wohnung hatte ſie ihn gefunden, wie ſonſt nach ihrem Fenſter ſtarrend.

Obgleich ſie blaß und krank ausſah, erkannte er ſie doch ſogleich; er bat ſie um die Erlaubniß, ſie begleiten zu dürfen, ſie wagte nicht, den treuen Freund von ſich zu weiſen.

Er wußte ſchon, daß ſie geſchieden war, aber er

ſprach nicht davon, er küßte ihre Kinder und redete dann von der Vergangenheit, als ſei die Zeit, in welcher er ſie täglich geſehen hatte, eben erſt verſtrichen.

Caroline war ihm noch immer die liebe, theure Caroline, die er ſo geliebt, er dachte nicht, daß ſie älter geworden, er ſah nicht ihre Bläſſe, er ſah nur ſie.

Du Val erzählte wenig von ſeinem Leben, aber er erinnerte ſich noch jedes Wortes, was ſie vor Jahren zu ihm geſagt, jede gemeinſam verlebte Stunde ſtand lebendig vor ſeinen Augen, auf ihn ließ ſich ganz Göthes Spruch anwenden:

Nichts iſt zarter als die Vergangenheit,
Rühre ſie an wie ein glühend Eiſen,
Denn ſie wird Dir ſogleich beweiſen,
Du lebeſt noch in heißer Zeit! —

Caroline hörte ihm freundlich, ja lächelnd zu, aber ſie litt unendlich, dieſem treuen, beſtändigen Du Val hatte ſie um eines Mannes willen verſchmäht, von dem ſie nun geſchieden war. Sie ſehnte ſich einem Freunde zu vertrauen, aber unmöglich hätte ſie Arwell bei Du Val anklagen können. Sie fürchtete, daß Du Val auf's Neue um ſie werben möchte, ſie konnte ihm für ſeine Treue keine Liebe geben, denn auch ſie hing feſt an dem einmal Erwählten

und ihre Liebe gehörte vielleicht nur darum nicht Du Val weil sich ihre Charaktere zu sehr glichen.

Als Du Val schied, ließ ihn Caroline auf eine feine Weise merken, daß sie nicht den Wunsch habe, ihn wieder bei sich zu sehen. Er hatte sie verstanden, denn er kam auch nicht wieder, aber er blieb in B. und Caroline konnte es nicht ganz vermeiden, ihn von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht zu sprechen, doch zu sehen.

Sie fühlte, daß sie für ihn ein Gegenstand des Mitleids war und dieser Gedanke peinigte sie; so lästig ihr auch, das oft plump ausgesprochene Mitleid Anderer war, sie hatte es ertragen, aber Du Vals Mitleid drückte sie zu Boden. Sie erröthete, so oft sie ihn sah für Arwell, es war ihr entsetzlich glauben zu müssen, Du Val denke: dies heitre, glückliche Mädchen, die angebetete Frau ist jetzt verlassen, unglücklich durch den Mann, den sie mir vorzog. Diese Gedanken bewogen sie eine Heiterkeit zu erkünsteln, die ihr fremd war.

Zu dieser Zeit kam Clotilde mit ihrem Gemahl nach B. blühend, glücklich, von Glanz umgeben.

Caroline traf zufällig mit ihr zusammen, das Gewissen regte sich in Clotilden, und sie warf unwillkührlich einen Blick voll unbeschreiblichen Mit-

leides auf Carolinen — da faßte ſich Caroline, hoch und ſtolz richtete ſie ſich auf, ſie bemühte ſich heiter und liebenswürdig zu erſcheinen, ſie belebte dieſen Abend durch Anmuth und Witz die ganze Geſellſchaft, ja ſie vergaß über dem Beſtreben, heiter zu ſcheinen, ſogar ihren Schmerz.

Als ſie des Nachts ihr Zimmer betrat und Alles um ſie her ſtill war, da weinte ſie; ſie hatte Clotilden heute genau beobachtet, auf das Lebendigſte gefühlt, daß dieſe Frau durchaus nicht zu Arwell ſtimmte; ſich auf's Neue überzeugt, daß ſie an Geiſt und Gemüth hoch über Clotilden ſtand, und um den Umgang dieſes Weibes nicht aufzugeben, hatte ihr Gemahl in Scheidung gewilligt! — Sie ſah ein, daß er, wenn ſie geſchwiegen und des Gatten Neigung zu Clotilden gar nicht des Vorwurfs werth gehalten hätte, von ſelbſt ſehr bald Clotilden aufgegeben haben würde, aber da ſie nun einmal ihr Glück zerſtört hatte, ſo wollte ſie doch dazu lächeln!

Sie fing an, mehr in Geſellſchaft zu gehen, den Umgang mit tieferen Menſchen zu meiden und Unterhaltende, Oberflächliche aufzuſuchen, ſie ſpottete über Liebe und Ehe, und ſchien ſich in ihrer ſelbſtgewählten Freiheit ſehr zu gefallen.

Menſchen, die tiefer fühlten, erkannten ihre wahre

Stimmung, aber ſie wagten nicht ſie zu ſtören in ihrem Treiben, ſie gönnten ihr dieſe Art von Betäubung. Niemand warnte ſie vor der Entheiligung ihres Schmerzes.

Du Val betrachtete ſie oft mit unbeſchreiblicher Wehmuth, er fühlte was ſie litt, er fürchtete für ſie und ſagte einſt als ſie der Zufall zuſammen führte: „auch die unglücklichſte Liebe kann beglücken, wenn man ſie heilig hält!“ —

„Ich meine, es iſt am klügſten, gar nicht zu lieben,“ — erwiderte Caroline lachend, „ich für mein Theil liebe keine Seele mehr als meine Kinder und Sie ſehen, ich befinde mich wohl dabei.“

Er wagte es dennoch darauf anzuſpielen, daß Arwell durch ſolche Anſichten leiden würde, ſie erwiderte lächelnd: „Lieber Freund, Herr von Arwell wird ſich zu tröſten wiſſen, ich ſprach zuerſt das Wort: Scheidung aus und in Wahrheit, es hat mich noch nie gereut!“

Du Val ſchwieg.

So lebte Caroline Monate lang, in ihrem Hauſe die zärtlichſte, ſorgſamſte Mutter; außer demſelben die Frau comme il faut. Sie ſah bisweilen Geſellſchaft bei ſich, tanzte, nahm Theil an Tableaux, an Liebhabertheatern und war endlich durch die raſtloſen

Bestrebungen heiter zu scheinen, so weit gekommen, daß sie sich in dieser gemachten Fröhlichkeit gefiel. Manchmal stieg wohl der Gedanke in ihr auf, daß Arwell wiederkehren, auf's Neue um ihre Liebe werben werde, dann klopfte ihr Herz und sie wurde nachdenkend, ihr Treiben kam ihr recht nichtig vor; aber dann fügte sie bitter hinzu: wenn er mich wahrhaft liebte, würde er dann nicht schon längst zurück gekehrt sein? Er gefällt sich in der Fremde, bei Menschen, die ihn nicht lieben, die ihm vielleicht gleichgültig sein, wohl, so will auch ich mir hier zu gefallen suchen und umgehen mit denen, die mir der Zufall eben in den Weg führt.

Ein Jahr war verstrichen, Arwell sehnte sich nach der Heimath, nach Carolinen und den Kindern. Er hatte vor einiger Zeit von seinem Sachwalter gehört, Caroline sei traurig und leidend. Diese Kunde, die ihn sonst mit der größten Besorgniß erfüllt haben würde, gab ihm neue Hoffnung, daß er noch von ihr geliebt sei. Aber er wollte nichts übereilen, nicht zu früh wieder kehren, er glaubte sich seines Sieges, ihrer Hingebung gewisser zu sein, wenn er sich lange vermissen ließ und wandte auf die Trennung an, was Schiller vom Tode sagt:

Ein mächtiger Vermittler iſt der Tod,
Da löſchen alle Zornesflammen aus" —

Endlich vermochte er es nicht länger ſeiner Sehnſucht zu gebieten, er verließ Italien und reiſte im Fluge zurück.

Es war Abend, als er nach V. zurück kam, er ließ ſein Gepäck im erſten, beſten Gaſthofe und eilte nach Carolinens Wohnung. Lichter ſchimmerten durch die Gardinen, er flog die Stiegen hinauf und lauſchte im Vorgemach, jauchzende Kinderſtimmen ſchallten an ſein Ohr, ach! es waren die Stimmen ſeiner Kinder.

Jetzt erſt fiel ihm ein, daß es Chriſtabend war, er gedachte des Chriſtabends, an welchem er von der Linde aus die Beſcheerung angeſchaut hatte, er gedachte der früheren Chriſtabende und trat in das Gemach.

Die Kinder waren allein, der kleine Oswald wich ſcheu zurück vor dem fremden Mann, während Emilie mit dem lauten Rufe „Vater, Vater!" an ſeinen Hals flog.

„Eure Mutter?" fragte Arwell die Kinder.

„Sie iſt nebenan im Salon, es iſt heute große Geſellſchaft bei uns!" erwiderte Emilie.

Arwell, dadurch im Innerſten verletzt, wandte

ſich ab, um den Kindern am Chriſtabende kein trübes Geſicht zu zeigen.

Jetzt trat Frau von Arwell herein, um einen Augenblick nach den Kindern zu ſehen, ſie erblickte ihren Gemahl. Erſchrocken hielt ſie ſich an einer Stuhllehne feſt; jetzt war der Augenblick gekommen, der über ihre Zukunft entſchied, von dieſem erſten Wiederſehn hing für Beide Alles ab.

Arwell breitete die Arme nach ihr aus, ſie hob den Fuß ihm entgegen zu gehen, da zuckte der böſe Gedanke durch ihr Gemüth: „Arwell kommt vielleicht wegen Clotilden, er hat ſeine poetiſchen und ehrlichen Anſichten von Liebe und Ehe abgelegt, er iſt ein Mann von gutem Ton und weitem Herzen geworden, er will wieder vereint mit mir leben, weil er g'aubt, ich werde mich auch verfeinert haben, und wie Andre meines Geſchlechts mich mit Glanz und Reichthum begnügen, und es ganz in der Ordnung finden, wenn er einer Andern huldigt, wenn er ſich nur mit keiner Zweiten vermählt. Und dadurch bitter geworden, ſprach ſie die Worte, die ein böſer Genius auf ihre Lippen gelegt: „Guten Abend Herr von Arwell, ich freue mich, Sie geſund wiederzuſehn, ich hoffe, daß Sie mir in den Salon folgen, die Geſell-

ſchaft zu verſchönern, Sie werden alte Bekannte da-
finden, auch Frau von Gaultier.“

Sie ſagte dies ſo ruhig und lächelnd, daß Ar-
well dieſe Worte nicht für die Bitterkeit des Schmer-
es und der Eiferſucht hielt. Er dachte, daß ſie
berflächlich wie Andre geworden ſei, und ein über-
vallendes Gefühl niederkämpfend erwiderte er: „Mein
Reiſeanzug entſchuldige mich bei der Geſellſchaft,
morgen wenn ich nicht ſtöre, komme ich, Dich und
ie Kinder, die lieben Kinder zu beſuchen, für heute
mpfehle ich mich, um der Geſellſchaft in Frau v.
rwell nicht ihre ſchönſte Zierde zu rauben.“

Als Arwell in ſein ſtilles Zimmer kam, weinte
r, er beweinte ſeine Thorheit, ſein Glück, ſein Weib,
as durch ſeinen Uebermuth, der ihn zu Clotilden ge-
ührt hatte, ihren ſchönſten Schmuck, ihre heilige
iebe verloren hatte.

Caroline trat wieder in den Salon, als ſei nichts
orgefallen, als ſich aber die Geſellſchaft entfernt hatte,
a weinte ſie auch, ſie beweinte, ſich Arwell und
le Thorheiten, die ſie aus falſchem Stolze begangen
atte, denn nur der Jungfrau ziemt dieſer Stolz.
as Weib, die Mutter, erniedrigt ſich nicht, wenn
ſie ſanft und treu darnach ſtrebt, den Gatten und
ater ihrer Kinder wieder zu gewinnen. Ein edler

Mann wird sogleich sein Unrecht einsehen, wenn er das edle, treue Weib wegen seiner Unbeständigkeit leiden sieht, aber sobald sie, die er liebt, von welcher er sich geliebt glaubt, über seine Verirrungen spottet, und sich durch Putz über ein verlornes Herz zu trösten weiß, dann verschließt sich sein Herz auf immer für sie.

Arwell kehrte wieder, denn er liebte seine Kinder, er ließ sich wieder mit Carolinen trauen und sie gab ihm die Hand, weil sie fühlte: Oswald bedürfe eines Vaters zu seiner Erziehung, aber das Vertrauen zu einander, der Grundpfeiler einer glücklichen Ehe war gewichen. Weder Arwell noch seine Gemahlin erwähnten der Scheidung, sie sprachen auch nicht von ihrer frühern, glücklichen Zeit und weil sich keines aussprach, blieb in Beiden die Bitterkeit zurück, die ihr erstes Wiedersehn vergällt hatte.

Arwell trat erst jetzt in seine männlichen Jahre und war schöner als je, Caroline glühte und blühte als sei sie Emiliens ältere Schwester. Sah man die Gatten in Gesellschaft, so rief Jeder: „Ach, welch ein liebenswürdiges, glückliches Paar," und doch waren sie so elend. Nie hörten die Dienstboten sie zusam-

men ſtreiten, aber auch nie ſprachen ſie über etwas Anderes, als über ganz gleichgültige Gegenſtände.

So verſtrichen zwei Jahre, da kehrte Du Val, der lange auf Reiſen geweſen war, wieder nach B. zurück. Er durchſchaute Arwells Verhältniß und ehe er wieder die Stadt verließ, ſchrieb er einen langen Brief an Carolinen. Sein Brief wirkte wohlthätig auf Carolinen ein, denn Du Val hatte ſich auf das Schönſte über die Liebe und über die ſo hart beurtheilte und doch nur ſcheinbare Unbeſtändigkeit der Männer ausgeſprochen, er hatte Carolinen auf Gott verwieſen, der ja alle blutende Herzen heile, die rein ſeien.

Und er hatte wahr geſprochen. Arwell erkrankte ſchwer, aber recht zu ſeinem Heile. Wie hätte Caroline ſeine Pflege Fremden überlaſſen ſollen? Tag und Nacht weilte ſie jetzt bei ihm, jetzt zeigte ſie ihm wieder ihre Liebe, ihren Werth. Sein neues Leben war mit ihr Werk, ſie liebte ihn darum noch mehr, in ſeinen Fieberträumen hatte er ihr ſein Innerſtes mit ſeiner Liebe für ſie gezeigt. Als er genaß, las ſie ihm vor, auch ihre Geiſter begegneten ſich wieder, und als Arwell zum Erſtenmale wieder an Carolinens Arm, umhüpft von den Kindern den Garten betrat, da waren ſie wirklich ein glückliches Paar.

II.

Das Leben im Waldſchloſſe.

Fern von dem luſtigen Getümmel der volkreichen Reſidenz liegt ein großer, düſterer Garten, deſſen Blumen von hundertjährigen Linden und Eichen beſchattet werden, in welchem die Nachtigall melancholiſch ihr Lied ſingt, und in den ſich ſelten eines Fröhlichen Fuß verirrt.

Am Ende des Gartens, wo das Gebüſch am dickſten iſt, befindet ſich ein altes, verfallenes Schloß, frühet der Lieblingsaufenthalt des Fürſten Georg.

Von dieſem Schloſſe erzählte man ſich vor Zeiten Mancherlei; Einige behaupteten, es ſpucke daſelbſt, Andere, der Fürſt halte dort eine Staatsgefangene in Verwahrung, wieder Andere, es walte eine natürliche Schweſter des Fürſten dort, welche er bisweilen beſuche, und ſeine Feinde flüſterten einander unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu, die

erſte Gemahlin des vorigen Fürſten lebe dort, er habe ſie nicht verſtoßen wollen und können, und ſich doch nach rechtmäßigen Erben geſehnt, darum habe er den Tod dieſer Fürſtin bekannt gemacht, ſie ſelbſt aber in das Schloß bringen laſſen und ſich ſpäter wieder vermählt.

Dies war Alles, was ich bisher von dem Waldſchloſſe gehört hatte, es ſelbſt zu beſuchen, blieb lange ein unerfüllter Wunſch, denn ſo oft ich auch vor der Thüre deſſelben ſtand, immer fand ich ſie verſchloſſen.

Eines Tages ließ die verwittwete Fürſtin mich rufen und ſagte mir, ich möge mich bereit halten, ihr in das Waldſchloß zu folgen. Meine Freude war namenlos, ſchnell machte ich meine Toilette und eilte mit geheimer Luſt in den Wagen, der uns zum Waldſchloſſe führte.

Am Eingange des Gartens ſtieg die Fürſtin aus und ſchritt auf mich geſtützt, dem erſehnten Ziele zu. Eigenhändig öffnete ſie die Thüre und ging dann ſtill, in ſich verſunken, die Treppen hinan.

Wir traten zuerſt in einen alterthümlichen Saal, alsdann in ein mit ſchönen Gemälden geſchmücktes Gemach, zuletzt in ein freundliches Cabinet, welches man für bewohnt hätte halten müſſen, wenn nicht

der viele Staub und die blinden Fenſterſcheiben uns eines Anderen überzeugt hätten.

Ein Weib, wie mir ſchien, ein Mädchen, hatte das Zimmer bewohnt, hier ſtand der Nähtiſch mit einer noch unvollendeten Stickerei, dort hing eine Laute, am vergelbten Vorhange war ein Häubchen angeſteckt und unter dem Tiſche, beim hohen Spiegel ſtanden ein paar kleine, rothe Sammetpantoffeln mit hohen Abſätzen.

Die Fürſtin betrachtete dies Alles mit ſteigender Theilnahme, Thränen rollten über ihre Wangen, ſie nahm jetzt zwei Packete Briefe aus einem alten Schreibtiſche, betrachtete das eine mit ſchmerzlichem Lächeln, und drückte das andere an die Lippen.

Dann hob ſie einen grünen Vorhang in die Höhe und blieb ſtehen, das Bild, welches er verhüllt hatte, zu betrachten.

Ich wagte nicht lange hinzuſchauen, aber im Augenblicke erkannte ich das Portrait des verſtorbenen Fürſten, er blickte zärtlich auf eine Roſe, welche in ihrem Kelche ein liebliches Frauenantlitz zu verbergen ſchien.

Ein tiefer Seufzer entfloh den Lippen der Fürſtin, ſie wandte ſich zu mir und ſagte, bitter lächelnd: „Georgine, glaubſt Du an die Ewigkeit der Liebe

und an eine Vereinigung der Seelen, die über das Grab hinausgeht?“

„Ja, meine Fürstin!“ versetzte ich bestimmt.

Sie wandte sich ab, „also unglücklich auf ewig!“ flüsterte sie. „Ja, das Herz vergißt nicht, es liebt ewig und ewig Einen!“

Sie ging nach der Thüre zu, verschloß Alles sorgfältig und verließ, von mir begleitet, den Garten, nachdem sie mir Stillschweigen anbefohlen hatte.

Die Fürstin war eine hohe und, jetzt im vier und vierzigsten Jahre, noch immer schöne Frau, stolz, aber edel, heftig, aber engelgut, dabei feurig, poetisch, jugendlich rein.

Der Fürst, den sie schwärmerisch geliebt, hatte sie stets achtungsvoll, aber kalt behandelt, und ihr ganzes Leben war Sehnsucht und Streben nach seiner Liebe gewesen.

Seit einigen Jahren war er todt, und von dieser Zeit an quälte sie sich unablässig mit der Frage: Ob sie ihn wiedersehen und jenseits durch treue Liebe seine Liebe gewinnen werde, oder ob sie ihn auf ewig verloren habe.

Ich konnte mich noch recht gut auf den verstorbenen Fürsten erinnern, es war ein großer Mann mit geistreichen Zügen, die durch ein schwermüthiges Lä-

cheln um den Mund verſchönt wurden. Er pflegte faſt niemals zu ſprechen, und obgleich er gerecht und mild handelte, ſo konnten ſich nur Wenige eines freundlichen Wortes von ihm rühmen.

Seine Gemahlin hatte er immer geachtet, aber nie geliebt, und kein holdes Kind knüpfte das Band zwiſchen ihnen feſter.

Mich allein liebte der Fürſt väterlich, täglich mußte ich ihn beſuchen, dann beſchenkte er mich mit Spielſachen und Blumen und drückte mich wehmüthig an ſein Herz.

Ich mußte ihn Vater nennen, und wenn ich ihm die Hand küſſen wollte, hob er mich zu ſich empor und liebkoſte mich.

Die Fürſtin theilte aus Liebe zu ihrem Gemahl dieſe Neigung, und nach ſeinem Tode nahm ſie mich ganz zu ſich und ließ ſich Mutter von mir heißen. Allen Fragen nach meinen Aeltern wich ſie aus, ich ſelbſt wußte nichts, als daß ich als zartes Kind unter den Schutz des Fürſten geſtellt worden ſei, welcher mich der Oberhofmeiſterin der Fürſtin übergeben und für meine Erziehung geſorgt hatte.

Jahre gingen zu Jahren, ich blieb der Liebling der Fürſtin, ward Gattin und Mutter, aber nichts von dem, was ſich mit mir begeben, oder in mir

vorgegangen war, hatte die Erinnerung an die Stunde im Waldſchloſſe in mir geſchwächt.

Nach dem Tode der Fürſtin fand ich unter dem von ihr vererbten Schmucke Briefe, Tagebücher und den Anfang einer Erzählung von der Hand der Fürſtin, welche ich zuſammengefaßt, mit veränderten Namen mittheilen will.

Die große Reſidenz glich einem Blumengarten, Ehrenpforten von friſchem Laube erhoben ſich auf allen Straßen, Blumengewinde und Vaſen voll blühender Roſen ſchmückten die Balkone und Fenſter, denn der allgeliebte Fürſt Franz feierte ſein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum.

Im Prunkſaale des weitläufigen, uralten Schloſſes weilte der Fürſt, neben ihm ſeine Gemahlin, eine ſtille, kränkliche, aber liebenswürdige Dame, der jüngere Bruder des Fürſten, General in fremden Dienſten, ein lebensfroher Herr, welcher gekommen war, um dem Bruder Glück zu wünſchen, und an der Seite der Fürſtin Prinzeſſin Clara, ihre einzige Tochter und das Ebenbild der edlen Mutter.

In einiger Entfernung von dieſer Gruppe ſtand der Erbprinz Georg, und heftete nur mechaniſch ſein Auge auf den jüngſten Bruder Waldemar, denn in

ſeinem Innern zog Bild an Bild vorüber, und ſeine dichteriſche Phantaſie malte ſich die Zukunft und die ihm beſtimmte Braut.

Der Fürſt Franz hatte, was Fürſten ſo ſelten beſitzen, einen treuen, ebenbürtigen Freund in dem Fürſten Gotthardt von ***

Fürſt Franz hatte lange Zeit als Erbprinz an dem Hofe des Vaters von dem Fürſten Gotthardt gelebt, gleiche Neigungen und Gefühle und Beiden eigene Gemüthlichkeit knüpfte zwiſchen ihnen ein Band, welches weder Zeit noch Verhältniſſe aufgelöſt hatten.

Jetzt ſollten auch Ketten der Verwandtſchaft ſie umſchlingen, Fürſt Gotthardt hatte für ſeinen Erbprinzen um Claras Hand, Fürſt Franz für ſeinen älteſten Sohn um die Hand der einzigen Tochter ſeines fürſtlichen Freundes gebeten. Jeder ſah ſeinen Wunſch erfüllt, und damit die jungen Gemüther ſich verſtehen und lieben ſollten, kam der Fürſt Gotthardt, die Prinzeſſin Clara an ſeinen Hof zu holen, und dagegen ſeine Tochter Thereſe dem Freunde zu übergeben. Wegen der Jugend der Verlobten, denn die Prinzeſſinen zählten Beide erſt dreizehn, Prinz Albert neunzehn und Prinz Georg ſiebzehn Jahre, ſollte die Vermählung beider Paare erſt in vier Jah-

ren vollzogen werden, und die beiden Aelternpaare waren in der Hoffnung, so das Glück ihrer Kinder zu begründen, und ihre Söhne vor Verirrungen zu schützen, sehr zufrieden.

Die sanfte Clara hatte Gutes von dem Prinzen Albert gehört, sie war auch noch zu jung, um die Liebe zu kennen, und ergab sich still und mild in ihr Schicksal.

Nicht so Georg, er war von jeher ein eigener Mensch, galt bei Vielen für einen Sonderling und ward von Keinem recht verstanden.

Man hätte ihn wegen seiner Schweigsamkeit für geistlos halten können, wenn er nicht, kam er einmal zum Sprechen, sehr geistreich und körnig geredet hätte; man wurde oft versucht, ihn für stolz, ja für gefühllos zu erklären, wenn er in sich versunken, stumm an seinen Umgebungen vorüberschritt, wäre er nicht in die Hütte der Armuth geeilt, und hätte er nicht selbst dem Bettler Rede gestanden.

Seine Lehrer beklagten sich über sein Ungeschick zu allem Mechanischen, und bewunderten dann wieder seinen seltenen Scharfsinn und seine dichterische Schöpferkraft.

Gelassen und ruhig fügte er sich in die Formen der damals strengen Etikette und zeigte im gewöhn-

lichen Leben einen dem Phlegma ähnlichen Gleichmuth, und wieder brauſete er auf, wenn er von Ungerechtigkeit hörte, und verwarf das todte Geſetz, wenn es dem lebendigen Hauche der Menſchenliebe widerſprach.

Prinz Georg war ein Dichter, ein ſeltener, ſchöpferiſcher Geiſt, und obgleich kein fremdes Auge, ja vielleicht kaum ſeine Feder die Erzeugniſſe ſeiner glühenden Phantaſie kannte; war er ein größerer Dichter als Mancher, der ſeine Gedanken rhythmiſch der Menge übergibt. Georg liebte die Natur, er fühlte fremde Leiden und lebte in ſeiner ſelbſtgeſchaffenen Welt, welche dem conventionellen Leben wenig glich.

Noch kannte er die Liebe nicht, aber ſein feuriges Herz ſehnte ſich nach Liebe; er hatte ganz den Sinn der Ritter, die mit treuer Ergebenheit ihre Gefühle und Thaten nur einer jugendlichen, unſchuldigen Jungfrau weihten.

Sein Ideal edler Weiblichkeit war Eliſabeth, die Heilige, auch ſie hatte man als zartes Kind mit dem Landgrafen Ludwig verlobt und an den Hof ſeines Vaters geſendet, darum erſchien ihm ſeines Vaters Wahl romantiſch und er ſah mit Ungeduld der erſten Begegnung mit ſeiner Verlobten entgegen.

Endlich öffneten ſich die Thüren, der Fürſt Gotthardt trat ein, an ſeiner Hand Prinzeſſin Thereſe.

eorg blickte forſchend nach dem zarten, ſchlanken Kinde,
elches die Augen unbefangen auf ihm ruhen ließ und
cht mehr ſprach, als die Sitte erforderte.

Die todte Regelmäßigkeit ihres blaſſen Geſichts
achte keinen Eindruck auf den jungen Prinzen, und
n ſchmerzlicher Seufzer entfloh ſeinen Lippen, als er
n Verlobungsring an ſeinen Finger ſteckte.

Dieſer Abſchnitt in ſeinem Leben hatte ihn um
ehrere Jahre älter gemacht, er fühlte, daß er auch in
ätern Jahren niemals ſeine Verlobte würde lieben
nnen, und ſah er ſein Leben für geſchloſſen an und
erlies ſich ſchwermüthigen Träumen.

Der Garten mit dem Waldſchlößchen hatte früher
nem Oheim des Prinzen gehört und war nach deſſen
ode ihm zugefallen; es war ſein liebſter Aufenthalt,
o er träumte und dichtete, deshalb ließ er den Gar-
n Niemand öffnen, und der Fürſt hinderte die Er-
llung dieſes Wunſches durch kein Verbot.

Der Prinz fand Freude daran, daß von Jahr zu
ahr die Bäume und Sträucher ungepflegt, üppig
r Wildniß heranwuchſen und kein Menſch zeigte Ver-
ngen, dieſe Wildniß zu beſuchen.

War Georg verſtimmt oder über etwas ungewiß,
ging er in ſeinen Garten, entfernte alle Begleitung,
nd fand dort Heiterkeit und Klarheit.

Auch an ſeinem Verlobungstage gelang es ihm, vor dem Beginn des Feuerwerkes eine freie Stunde zu finden, die er in ſeinem Garten zubringen wollte.

In Gedanken verloren, erreichte er den Eingang, ſprang vom Pferde, befahl dem Stallmeiſter zurückzukehren, und wollte eben eintreten, als ein leiſes, melodiſches Weinen ihn ſtörte.

Er gewahrte eine blaſſe, ärmlich gekleidete Frau, deren edle Züge um Mitleid flehten; an der Hand hielt ſie ein Kind von höchſtens neun Jahren, welches ſchmerzlich weinte und die kleinen Hände bittend zu ihm emporhob.

Auf ſeine Fragen vernahm der Prinz, daß die arme Frau von einem nicht weit entlegenen Dorfe komme, wo ihr Haus und auch ihr Gatte und Ernährer ein Raub der Flammen geworden ſei. Unkundig in weiblichen Arbeiten und in der Landwirthſchaft, aber als Pariſerin der franzöſiſchen Sprache mächtig, wollte ſie in die Reſidenz, um ſich ihren Unterhalt mit Stundengeben zu erwerben. „Es wird mir freilich ſchwer, das Kind zu verlaſſen," ſagte ſie am Schluſſe ihrer Rede, „und am wohlſten würde ich mich fühlen, könnte ich den Verluſt meines Gatten in der Einſamkeit beweinen, aber ich muß in die Welt, um dieſes Kindes willen!"

Der Prinz ſann einen Augenblick nach, endlich
er aus: So jung ich bin, Ihr könnt mir ver-
uen, dieſer Garten und dieß dort von Bäumen ver-
te Schloß ſind mein, folgt mir, Ihr ſollt es nicht
euen.

Er bat ſie, ihm zu glauben, und die Arme, be-
gt von des Prinzen edlem Anſehn und von der rüh-
den Bitte des Kindes, doch dem ſchönen Fremdlinge
folgen, nahm ſein Anerbieten an.

Prinz Georg hatte noch niemals einem Men-
en ſo unmittelbar wohlthun können, er, der immer
ient wurde, deſſen Wink Edelleute fliegen machte,
d ein eigenes Behagen daran, für die Bequemlich-
t einer Unglücklichen und des holden, zauberiſchen
ndes Wohl zu ſorgen.

Freundlich führte er ſie in ſein Schloß, trug ge-
äftig die Nahrungsmittel, welche er für ſich hatte
ingen laſſen, herbei, und ſchloß ihnen ein kleines,
rliches Cabinet auf, in dem ſie ſchlafen ſollten.
achdem er der Frau verſprochen, Morgen wiederzu-
mmen, und von ihr das Gelübde empfangen, nicht
er auszugehen, bevor ſie ihn geſehen, ſchied er, be-
eitet von den Segenswünſchen der Frau und den an-
uthigen, ungekünſtelten Dankſagungen des holden
indes.

Mit dem Gefühl einer guten That kam den Prinz zu den Seinen zurück, reicher dünkte ihm das Leben, seit er zwei Wesen gefunden hatte, denen er nützlich werden konnte, die ihm schon jetzt eine ruhige Nacht verdankten.

Sein Hang zum Romantischen und die Furcht, der Fürst werde für die Unglücklichen sorgen, wenn er von ihnen hörte, erweckte den Entschluß, zu schweigen und Alles anzuwenden, sein Geheimniß zu bewahren.

Wenn auch nicht so glücklich wie der Prinz, doch mit einem Schimmer von Hoffnung sah sich Frau Marion in dem Cabinette um; Alles verrieth ihr, daß der Besitzer dieses Schlosses reich und von hoher Geburt sei, und sie segnete den Augenblick, welcher sie mit ihm zusammengeführt hatte.

Mit kindlicher Verwunderung musterte die kleine Adele das Gemach, so schöne Gemälde und Geräthschaften hatte sie noch niemals erblickt, in einem so kostbaren Bett noch nie geschlafen.

Sie glich dem verirrten Kinde, von dem das Mährchen sagt, und das mitten im Walde ein schönes Schloß findet, in dem es sich wohlgefällt und dessen Pracht es anstaunt.

Spät erst schlief die traurige Mutter ein, später

n ihren Armen das lebhafte, von dem Neuen
gte Kind.

Im andern Morgen, als kaum die Lerche erwacht
rschien Prinz Georg bei seinen Schützlingen und
h sich theilnehmend über ihre Zukunft mit ihnen.
lle ehrerbietigen Einwendungen der Frau, welche
echt einig mit sich war, ob sie ohne des Fürsten
n den Schutz des Prinzen annehmen dürfe, wußte
ch sein herzgewinnendes Wesen zu vernichten,
o kamen denn endlich Beide überein, daß Frau
n das Schloß hinfort bewohnen und ein mäßiges
eld aus der Hand des Prinzen empfangen, da-
aber unverbrüchlich schweigen und den Garten
lten und unbemerkt verlassen solle.

Nachdem sich der gütige Prinz mit ihnen voll-
en verständigt, schied er, und ließ zwei dankbare
n zurück.

Die Anhänglichkeit der Ammen gleicht der Mut-
e, auch Prinz Georg erhielt noch oft Beweise von
reue seiner ehemaligen Pflegerin; so oft als mög-
ellte sie sich auf die Straße, wo der junge Prinz
cheinen pflegte, grüßte ihn ehrfurchtsvoll und ent-
und niemals vergaß Georg die Erwiderung.
selten redete er sie an, trat wohl auch an die
nthüre der Wittwe und ließ sich einen Blumen-

ſtrauß von ihr reichen. An dieſe Frau dachte er jetzt ſogleich, er wußte, daß ſie heute an dem Schloßthore ſtehen werde, ihn zu begrüßen und eilte, ſie für ſeinen Zweck zu gewinnen.

Die alte Martha wäre für ihren Liebling durch das Feuer gegangen, um wie viel eher erfüllte ſie den Wunſch, das Waldſchloß zu beziehen und dort für die Pflege und Bequemlichkeit der Frau Marion und der ſüßen Adele zu ſorgen.

Sie gelobte dem Prinzen tiefes Schweigen, und eilte ſobald als möglich nach dem Aſyl der Einſamen.

Feſt reihte ſich jetzt an Feſt, auch Prinz Albert von * * * war eingetroffen, und Georg fand keinen Augenblick, um nach dem Waldſchloſſe gehen zu können.

Die fürſtlichen Aelternpaare freuten ſich des, wie ſie glaubten, gewiſſen Glückes ihrer Kinder, und nahmen an allen Vergnügungen der jungen Prinzen und Prinzeſſinnen Theil.

Clara hatte einen frühreifen Geiſt, in ihr war die Liebe dem Erwachen nahe, und rührend war ihre Hingebung zu ihrem Verlobten, der hoch und muthig ihr zur Seite ſtand und in ihr das Bild ſüßer Ahnung ſah.

Prinz Georg hingegen mußte aufgemuntert werden, ſich gegen die junge Verlobte freundlich zu zeigen, ihr Betragen, das jetzt weder kindlich noch jungfräulich

hold, ſondern ganz gleichgiltig und kalt war, zog ihn nicht an, ſein Herz war ganz von dem zarten, geiſtvollen Kinde erfüllt, welches ihm ſo innig ergeben ſchien.

Nach einigen Wochen verließ Fürſt Gotthardt in Begleitung ſeines Sohnes und der Prinzeſſin Clara den Hof, Thereſe blieb unter dem Schutze des Fürſten Franz und ſeiner Gemahlin zurück, aber ſelbſt nach der Trennung von der geliebten Schweſter, ſchloß ſich Georg nicht inniger an das ſtille Weſen an.

Er floh ſie mehr als er ſie ſuchte, und ſie, dieß mehr dunkel fühlend als beſtimmt wiſſend, zog ſich zurück, zeigte ſich verſchloſſen und ſchmiegte ſich nur innig an die Fürſtin.

Die Sonne leuchtete heute auch durch die düſtern Partien des Gartens, rein und blau ſpannte ſich der Himmel über den Eichen aus, da öffnete Prinz Georg das geheime, vom Gebüſch verſteckte Pförtchen, und trat mit ſchnellen Schritten ein.

Unter einer hohen Linde ſaßen Frau Marion und Adele, beide mit Leſen beſchäftigt.

Als ſie den Prinzen erblickten, ſtand Marion ehrerbietig auf, Adele aber flog ihm entgegen, und bedeckte ſeine Hand mit Küſſen.

Nachdem der Prinz einige Worte mit der Frau gewechſelt hatte, zog ihn Adele mit ſich fort und flüſterte:

„Gott iſt gut, denn Sie ſind wieder da; o, ich bin bald vor Kummer über Ihr Außenbleiben geſtorben, lieb' ich doch Niemand wie Sie. Die Mutter ſagte, ich ſolle nicht kindiſch ſein, aber ich muß, ich habe dabei für Sie gebetet." Bei dieſen Worten reichte das Kind ihm ein blaues Band, in welches ſie, ſo gut ſie es vermocht, Blumen und Sterne geſtickt hatte. Sie zitterte, da der Prinz das Band betrachtete; als er es aber an ſeine Uhr befeſtigte und ihr dafür die ſeine goldene Kette umhing, welche er immer getragen, ſagte ſie: „O wie gut ſind Sie, und wie ſchön iſt es, daß Sie mir dieſe Kette geben, ich habe das blaue Band auch auf dem Herzen getragen."

Der Prinz legte ſeine Hand auf ihr dunkles Lockenhaupt und dachte für ſich: Wie iſt der Menſch doch eigen, und warum iſt mir das Kind ſo lieb und ſo viel, warum ſehn' ich mich aus dem Kreiſe der ſchönſten Fräuleins hierher, wo ich nichts finde als kindliches Geplauder, und die Liebe eines noch nicht zehnjährigen Mädchens?

Oefterer beſuchte er jetzt den Garten, brachte der Frau Marion Bücher, und Adelen Spielereien mit, und freute ſich an den merklichen Fortſchritten des Kindes, die ſie ihrer ſehr gebildeten Mutter dankte.

Endlich fand er ſogar Gefallen daran, Adelen in

er Botanik und Naturgeſchichte zu unterrichten, und venn Beide ermüdet aus dem weiten Garten zum Schloſſe kamen, eilte Adele voraus, um ihm ſelbſt den uftigen Becher zu bringen.

Der öftere Beſuch des Gartens vom Prinzen und er Aufenthalt der Frauen wären wohl dem Fürſten nicht länger verborgen geblieben, denn ſchon gab es Höflinge, welche dem jungen Prinzen nachſpürten, wäre der Fürſt nicht zu dieſer Zeit ſchwer erkrankt.

Sohnesliebe und Pflicht feſſelten Georg jetzt im Zimmer des Vaters. Aller Augen richteten ſich auf den Fürſten, und als die Krankheit tödtlich zu werden drohte, auch auf die neue Sonne. Wer hätte wohl jetzt gewagt, den Fürſten von den Handlungen ſeines Sohnes zu unterrichten? Und wer fand jetzt Gelegenheit, da ſich der Prinz faſt immer bei dem Kranken aufhielt? Nur einmal in dieſer Zeit hatte Georg die kleine Adele geſehen, die ihm jetzt — wo tiefer Schmerz ihn drückte, faſt gleichgiltig war.

Unter Furcht und Hoffen ſchwanden der fürſtlichen Familie mehrere Monate hin, Staatsgeſchäfte und weiſe Lehren vom Fürſten nahmen des Prinzen Zeit in Anſpruch, und als der edle Regent ſeine Augen ſchloß, ſtand ſein Sohn, des Vaters würdig, für ihn ein.

Die Beerdigung des Fürsten und die Huldigung beschäftigten den jungen Landesherrn, viel war für ihn zu thun, der jung und glühend für das Edle, gern allem Uebel abgeholfen hätte; die Zeit zum Handeln war gekommen, die Zeit der Träume lag hinter ihm.

Er sorgte dafür, daß die Wittwe im Besitz aller Bequemlichkeiten blieb, und ernannte einen gelehrten, schweigsamen Mann zu Adelens Lehrer; aber er besuchte selten den Garten, und Adele, welche sich darüber tief gekränkt fühlte, zog sich zurück, blieb in des Prinzen Gegenwart stumm, und erfreute ihn nicht mehr durch ihr harmloses Geschwätz, und durch das freudige Darstellen ihrer Fortschritte.

Sie war ein seltenes Kind, aber keineswegs schön, und jetzt in den Jahren, wo den emporwachsenden, schmächtigen Mädchen der Reiz des Kindlichen verloren geht, ohne durch die Reize der erblühten Jungfrau ersetzt zu werden.

Ihr dunkles, glänzendes Haar hing wild um das bleiche Antlitz, welches erst dann schön erschien, wenn sie erröthete, oder die wundervollen Augen aufschlug. Adele besaß ein frühreifes Herz, einen hellen Geist, bewundernswürdige Fülle der Phantasie, aber zeigte wenig Grazie, und ihre anziehende Eigenthümlichkeit verbarg sie vor dem Prinzen, weil sie sich vernachlässigt glaubte.

Stolz, reizbar und empfindlich, quälte der Gedanke, daß der Prinz nur noch, um Wort zu halten, für sie sorge, sie unabläſſig, und nicht ſelten zeigte ſie ſich launiſch und bitter gegen den Prinzen, was dieſer, der das Innere des Mädchens nicht kannte, für kindiſche Ungezogenheit nahm.

Natürlich kümmerte er, dem jetzt Aller Herzen zuflogen, ſich nicht um das unartige Kind. Er fragte nicht einmal mehr ihren Lehrer nach ihren Fortſchritten, weil dieſer ſie immer wegen ihrer Regelloſigkeit tadelte und des Eigenſinns anklagte.

So waren unvermerkt zwei Jahre verſtrichen; Fürſt Georg beſaß die Liebe ſeiner Unterthanen, die Hochachtung ſeiner liebevollen Mutter und war glücklich im Bewußtſein, das Gute nicht nur gewollt zu haben.

Prinzeſſin Thereſe war noch immer ſtill, und die kindliche Geſtalt geblieben, ſein Herz empfand nichts als kühles Wohlwollen für ſie, ſo ſehr auch die Fürſtin ihren innern Werth pries.

Die Beſtrebungen reizender Frauen und Mädchen, den Fürſten zu feſſeln, verfehlten ihren Eindruck nicht auf ihn, und konnte man auch keine als ſeine Geliebte nennen, ſo hatten ſich doch Einige ſeiner Galanterie und Auszeichnungen von ihm zu rühmen.

Er liebte Keine, aber Manche zog ihn an, und

wäre er minder ehrlich und nicht von ſo hoher Verehrung für ſeine Mutter erfüllt geweſen, ſein Leben wäre vielleicht nicht ſo rein geblieben.

Sehnſucht, Italien, das Wunderland voll Reiz und Zauber zu ſchauen, erfüllte jetzt des jungen Fürſten Bruſt; es trieb ihn hinaus in die Ferne, tauſend holde Bilder zeigte ihm lockend ſeine Phantaſie, und die zärtliche Mutter vermochte ihn nicht zu halten. Er ſetzte ſeine Mutter zur einſtweiligen Regentin ein, vertraute einem geprüften Staatsdiener die Sorge für ſein Ländchen, und rüſtete ſich zur Reiſe.

Den Abend vor ſeinem Scheiden beſuchte er nach langer Zeit zum erſten Male wieder den Garten.

Die Wittwe begrüßte ihn ehrerbietig, Adele ſtumm. Er ſprach von ſeiner Reiſe, traf die nöthigen Verfügungen und überließ es ganz der Willkühr der Frau, ob ſie noch länger in dieſer Abgeſchiedenheit verharren wolle oder nicht.

Nachdem er von den Frauen und Adelen Abſchied genommen hatte, durchſtreifte er allein, in Gedanken vertieft, den Garten.

Ein leiſes Geräuſch weckte ihn aus ſeinen Träumen; er blickte ſich um und gewahrte Adelen, welche ſchüchtern von ferne ſtand, ſich von Zeit zu Zeit ihm

näherte, in Tyränen ausbrach, ſie wieder trocknete und zögernd näher kam.

„Willſt Du etwas, Adele?“ fragte der Fürſt ſie ſanft. Sie ſtockte, und blickte vor ſich nieder.

„So ſprich doch!“ ſagte Georg freundlich — aber ſen abgebrochene Worte kamen über ihre Lippen, und als der Fürſt endlich ungeduldig ausrief: „So rede, albernes Kind!“ wandte ſie ſich, tief gekränkt, hochreröthend und weinend ab.

Der Fürſt bereute augenblicklich ſein unfreundliches Wort. „Was haſt Du mir zu ſagen, meine liebe Adele, mein gutes Kind;“ ſagte er gütig und faßte ihre Hand — da reichte ſie ihm eine zierlich geſtickte Brieftaſche, und entfloh wie ein geſcheuchtes Reh.

Der Fürſt betrachtete die zierliche, ſinnige Stikkerei: auf einer Seite war ein reicher, mit Blüthen und Roſen umſchlungener Lorbeerkranz, auf der anderen Seite das Waldſchlößchen, treu nach der Natur, mit Gedenkemein umgeben.

Fürſt Georg bewunderte die Nettigkeit der Arbeit, und ſteckte das Portefeuille, ohne es zu öffnen, zu ſich.

Den andern Tag trat er ſeine Reiſe an, im Fluge durcheilte er Deutſchland, und umweht von Italiens milder Luft, vergaß er bald jenen Abend im Garten und das wunderliche Kind.

Oft erhielt er Briefe aus der Heimath von der Mutter und Prinzessin Thereſe, aber nur aus Pflicht beantwortete er die letztern; hier, umgeben von dem feurigen Leben, von den ſüßeſten Genüſſen, ließen ihn Thereſens ruhige, abgemeſſene Briefe kalt, mit heimlichem Mißbehagen gedachte er der Zukunft an ihrer Seite, und verweilte noch in der Ferne, als der zu ſeiner Vermählung beſtimmte Tag erſchien.

Während Fürſt Georg mit Bangigkeit an ſeine Verbindung mit Thereſen dachte, blühte dieſe immer holder empor; ihr ruhiges, kaltes Aeußere barg eine glühende Seele, und nur Stolz, Schüchternheit und eine ſtrenge Erziehung lehrten ſie dieſe Fülle von Liebe und Leidenſchaft verhüllen.

Der jüngere Bruder des Fürſten, welcher jetzt zum Jünglinge reifte, ſah in ihr ſein Ideal verwirklicht, tauſend Mal ſagte er ſich, daß ſie die Braut ſeines geliebten, geehrten Bruders ſei, immer wieder zog ſie wider Willen ihn an ſich, immer wieder ſtrebte er, ihre Liebe zu gewinnen.

Die ſchrankenloſe Gluth ſeines Innern ward zur verheerenden Flamme, er wußte, dachte, wollte nichts als ſie, die, ſeine Leidenſchaft überſehend, ruhig und mild ihre Augen auf ſeinem bleichen Antlitze ruhen ließ.

Dem beſorgten Mutterblicke war die innere Ver-

heerung ihres Woldemar nicht entgangen, aber den Grund derſelben erfuhr ſie nicht, denn weil ſie ſich darum bemühte, ward er achtſam auf ſich.

Entſchloſſen, der Prinzeſſin ſeine Gemüthsſtimmung zu vertrauen, trat er eines Tages von einem Spazierritt in das Schloß.

Equipagen füllten den Hof, die Dienerſchaft eilte geſchäftig hin und her, der Secretair ſeines Bruders kam ihm ehrerbietig grüßend entgegen — der Fürſt war unvermuthet zurückgekehrt.

Woldemar liebte ſeinen Bruder, die Freude über deſſen Ankunft verdrängte für einen Moment jedes andere Gefühl in ihm.

Mit klopfendem Herzen ging er über den Corridor, um ſich bei ſeinem Bruder anſagen zu laſſen.

Der Fürſt kam ihm am Arme der Mutter entgegen und drückte den Bruder an ſein Herz, dann ruhte lange ſein Auge auf dem blaſſen, anmuthigen Jüngling, und mit der ihm eigenen Herzlichkeit ſagte er: „Willkommen Bruder, Du ſiehſt leidend aus, aber Dich froh zu ſtimmen ſei nun die Sorge Deines Bruders Georg.“

Woldemar erröthete, er ſagte ſich in dieſem Augenblicke, daß er neben dieſem Bruder nimmer Thereſens Liebe gewinnen könne. Als ſchöner Jüng-

ling hatte Fürſt Georg die Heimath verlaſſen, zum Manne gereift unter Italiens Himmel, bereichert an Kenntniſſen, Erfahrungen, dichteriſcher noch geſtimmt durch den langen Aufenthalt in dem Lande der Kunſt und Liebe, kehrte er zurück und ſtand kräftig und von den Grazien umweht, vor dem bleichen Jüngling Woldemar.

Nach der erſten Unterredung fragte die Fürſtin, ob Georg nicht ſeine Braut begrüßen wolle, und mehr um der Mutter gefällig zu ſein, als aus eigener Neigung, folgte er ihr nach Thereſens Zimmer.

Noch ſchwebten ihm ihre Züge deutlich vor, wie angenehm mußte er ſich nun überraſcht fühlen, als er ſtatt des bleichen, ſeelenloſen Kindes eine hohe, blühende Jungfrau mit ſtrahlenden Augen fand.

Es war ihr nicht entgangen, daß ſie auf den Fürſten einen angenehmen Eindruck hervorgebracht hatte, die Gewißheit zu gefallen, machte ſie muthig und liebenswürdig. Sie ſprach lebhaft und geiſtvoll, zeigte ihm ihre Zeichnungen, ſchilderte die Vergangenheit ſo anmuthig, daß der Fürſt länger als er gewollt hatte, bei ihr verweilte.

Fürſt Georg hatte in Italien eine ſchöne Römerin geliebt, ihre Leidenſchaftlichkeit und furchtbare Eiferſucht entfernte ihn, er hatte ſpäter ſich von den

brillanten Reizen und der feinen Koketterie einer Französin blenden lassen, ihre Untreue flößte ihm auf lange Zeit Mißtrauen gegen die Frauen ein.

Jetzt sah er seine Verlobte, eine ächte, deutsche Schönheit, bei welcher er weder tobende Eifersucht noch Untreue zu fürchten hatte; der Segen seines Vaters heiligte dieses für sein Land ersprießliche Bündniß, und die hervorblickende Neigung Theresens nahm ihn immer mehr für sie ein.

Für Theresen begann jetzt eine schöne, selige Zeit, wie sie nur Wenigen beschieden ist; Georg, der Mann, der ihr bestimmt war, den sie seit Jahren im Herzen trug, liebte sie. Seine Liebe erhöhte ihre Hinneigung zur Leidenschaft, ihr ganzes Herz lag offen vor ihm da, war ihm ergeben.

Früh, wenn sie erwachte, war er ihr erster Gedanke, das Glück ihn immer zu sehen, machte ihr jeden Tag zum Feste, und er schien nur in ihr, nur für sie zu leben, denn so viel als die Etikette gestattete, war er in ihrer Nähe und bald für das ganze Leben der Ihrige.

Oft, wenn Georg allein war und Theresens gedachte, mußte er sich gestehen, daß er sie nicht so feurig liebte, wie er von ihr geliebt ward, bisweilen fühlte er selbst bei ihr noch eine gewisse Leere, ein

Sehnen nach einem namenloſen Etwas, aber doch konnte er ohne ſie nicht ſein, er kannte kein Weib, welches er mit ihr vergleichen konnte, ſie war ihm theuer, ihr Glück das ſeine.

Woldemar ſah leidend, doch neidlos das Glück ſeiner Theuern, er bat den Bruder, ihn reiſen zu laſſen, und verließ, ſobald er deſſen Erlaubniß hatte, von dem Segen der Mutter begleitet, ſein Vaterland.

Schon weilte Fürſt Georg wieder einige Monate in der Reſidenz und noch hatte er den Garten nicht beſucht. Eines Abends fiel es ihm ein, den ihm früher ſo lieben Ort wieder zu ſuchen, und ohne Begleitung, in einfacher Tracht, betrat er dieſen einſamen Platz.

Wie erſtaunte er, als er ſtatt dicker, regelloſer Wildniß, einen düſtern, aber geiſtreich angelegten Park fand. Ueppiger, engliſcher Raſen, liebliche Blumengruppen thaten ſeinen Augen wohl.

Weilten die Frauen noch hier? hatten ſie den Garten ſo veredelt? lebte das wunderliche Kind noch?

Dieſe Fragen beſchäftigten ihn, während er den Weg nach dem Schloſſe einſchlug und die reinen Treppen hinaufſtieg.

Im Saale war Alles, wie ehemals, aus dem

anſtoßendn Zimmer ertönte eine liebliche Stimme. Lange lauſchte er dem traurigen Liede, dann öffnete er leiſe die Thüre.

Eine hochgeſtaltete Jungfrau in tiefer Trauer neigte ſich ehrerbietig vor ihm.

Er fragte nach Frau Marion, nach der kleinen Adele, da ſprach die Jungfrau erröthend: „Kennen Sie mich nicht mehr, mein Fürſt?"

„Sie ſind Adele?" rief er und blickte ſie ebenfalls erröthend an.

Sie wollte ihm die Hand küſſen und er wandte ſich verlegen ab, eben als ihre Lippen ſeine Hand berühren wollten.

Er fragte zerſtreut nach der Mutter, Adele weinte. Die alte Amme trat ein, küßte des Fürſten Rock und ſchrie auf vor Freude, ſie mußte erzählen, denn Adele weinte fort.

Frau Marion hatte den Garten nicht verlaſſen, ob ihr Aufenthalt Andern ein Geheimniß geblieben ſei, wußte ſie nicht, es hatte ſich auch Niemand um ſie bekümmert, Niemand nach ihnen gefragt, und der Lehrer und der alte Diener, zugleich Gärtner, waren ſchweigſam.

Adele hatte niemals gewünſcht, den Garten zu

verlaſſen, ſie hatte ſtudirt und die Blumen gepflanzt und gepflegt, ſie oftmals mit Thränen begoſſen.

Die Mutter hatte wollen unbekannt bleiben und war nur einmal auf kurze Zeit nach dem Dorfe, wo ſie früher gewohnt, mit Adelen gereiſet, um ſie confirmiren zu laſſen, dort war ſie auch bald nachher geſtorben, und begraben worden, und Adele war wieder zur alten Martha zurückgekehrt und lebte ſtill und traurig dort von der Summe, die der Fürſt ihrer Mutter zurückgelaſſen hatte.

Der Fürſt ſagte ihr einige freundliche Worte und wandte ſich tröſtend zu Adelen, welche ihm die Hand ließ und ſchmerzlich weinte.

Und ſehnten Sie ſich niemals fort von hier? — fragte er, um auf andere Gegenſtände überzugehen. —

Sie lächelte durch Thränen — „Nein, war ich nicht glücklich hier und geborgen?"

Drauf ſchwieg ſie wieder und er ſagte: Wie ſchön doch der Park geworden iſt.

Sie ſah ihn erröthend und hold an und nickte.

Drauf ſchied er und küßte ihr ehrerbietig und leiſe die Hand.

Umgewandelt betrat der Fürſt das Schloß, er ging an Thereſens Zimmer vorüber, leiſe, damit ſie ihn nicht hören ſollte. Den andern Tag, als ſie

ihn fragte, ob er krank, weil er so blaß sei, schwieg er und lächelte.

Sie drang liebevoll in ihn, sich ihr zu vertrauen, sie forschte, was ihn so merklich und schnell verändert, und er schwieg.

Adelen hatte er gesehen, das liebevolle, eigene Kind, und sie war eine herrliche, zauberische Jungfrau; ein zartes, edel schönes Mädchen hatte er erblickt, und es war seine liebe, wahre, ihm so bekannte, so eigengehörende Adele.

Er besuchte sie wieder und fand das Zimmer leer, aber er unterhielt sich mit ihr und lernte sie kennen, denn auf ihrem Pianoforte lagen Mozart's und Beethoven's Werke, auf dem Schreibtische ein zierlich beschriebenes Blatt, das er gern gelesen hätte. Er machte sich mit dem Geiste ihres Zimmers vertraut, es war ein verwandter.

Sie kam herein in das Zimmer, glühend und mit klopfendem Herzen. Sie sagte ihm, daß sie an ihn habe schreiben wollen, ihm für seine Güte zu danken, ihm Lebewohl zu sagen. Ihr ehemaliger Lehrer habe ihr eine Stelle als Gouvernante kleiner Kinder verschafft, und sie wolle sie annehmen, um für sich selbst zu sorgen.

Der Fürst trat gekränkt zurück. „Soll ich nichts

mehr für Sie thun, und wollen Sie nicht mehr der Schutzgeist dieses Haines sein?"

Sie erglühte, er bat, stellte ihr das Peinliche der Abhängigkeit vor, versprach ihr eine Gesellschafterin — sie sah ihn an, ihre Augen fragten nach seinem Befehle, und rasch warf sie den Brief in das Kamin.

Als er schied, fragte sie herzinnig: „Kommen Sie wieder?"

Therese sah den Fürsten seltener und dann zerstreut, er fühlte, was sie leiden mußte, darum mied er ihren Anblick, und doch, wenn er auch Adelen nie wiedersah, konnte er Theresen nicht mehr lieben.

Georg quälte sich mit Wahlen und Entschlüssen, die zu treffen waren. Entweder mußte er Theresen oder Adelen meiden; Theresen lassen, war Unrecht gegen seine Aeltern, gegen die liebende Verlobte, deren Herz er brechen mußte — Adelen nie wiedersehen, war Trennung von allem Glücke und Tod für das Wesen, das ihm so ergeben war, er wußte wohl, ihn und Adele einte das feinste und unzerreißbarste Band, eine gewisse Uebereinstimmung, bei anscheinender Verschiedenheit ihrer Wesen, die auf die Natur begründet ist, und welcher man nicht entrinnen kann; eine Sympathie, eine gewisse Harmonie, die allein im

Stande iſt, für Fremde die ſeltſamſten Wahlen zu erklären.

Seine Aeltern hatten ihm Thereſe zugeführt, das Schickſal die geiſtige Anziehungskraft Adelen.

Ach! und wer liebt, erkennt er ein anderes Geſetz als ſein Gefühl, und handelt er nicht oft gegen Sitte und gegebenes Wort, weil ihm Alles fremd, und er nur dem Geliebten rechtmäßig anzugehören ſcheint?

Eins nur ſtand feſt in dem Fürſten, eher alle Qualen der Liebe zu leiden, als einer dieſer Jungfrauen wehe zu thun.

Er war ein Mann, welcher wohl wußte, daß die Liebe der Lebensinhalt, das einzige Glück des Weibes iſt.

Seine Aeltern hatten ihn mit Thereſen verlobt, ſie war mit dieſem Gedanken ſeit Jahren vertraut, ſie liebte ihn, er hatte in trauriger Selbſttäuſchung ihr Liebe gezeigt — ihr edles Vertrauen konnte er nicht verrathen, ihr Herz nicht brechen.

Adele hatte kein Recht, was die Welt Recht nennt, an ihn; aber ſie war ſein Geſchöpf, unbekannt mit den Formen des Erdenlebens, war ſie in der Dankbarkeit gegen ihn erblüht, ſie liebte ihn länger, inniger, wenn auch heimlicher, als Thereſe,

arm, schutzlos stand sie in der Welt, und er liebte sie unendlich.

Gern hätte er an Woldemar sein Land gegeben, um Adelen zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen, nur der Gedanke an Theresen, an seine Mutter hielt ihn ab, diesen Plan auszuführen. Endlich kam er zu dem Entschlusse, die Liebe beider Jungfrauen zu prüfen und dann zu handeln, wie er mußte — aber heimlich wünschte er, Adele möge ihn so glühend lieben, wie sie von ihm geliebt ward.

In dieser Zeit fand er zufällig die Brieftasche, welche ihm vor Jahren Adele geschenkt. Wie einst betrachtete er lange diese Gabe, aber ach! mit andern Gefühlen. Er drückte sie an seine Lippen und öffnete endlich das Schloß.

Einige zierlich beschriebene Blättchen von Seidenpapier fielen heraus, er las:

„Du willst fort von hier und mir bangt, meine Thränen und Gebete folgen Dir. Wenn Du wiederkommen wirst und ich lebe noch, darf ich Dich nicht mehr Georg und Du nennen, wie es jetzt dem glücklichen Kinde vergönnt war. Aber mein Fürst werd' ich sagen dürfen, und wahrlich, Du bist mein Fürst."

„Meine Mutter nennt mich unnatürlich und schilt mich, daß ich als Kind schon liebe, denn sie

hat mich errathen — aber verſtanden? Verſtanden hat ſie mich nicht. Warum ſoll meine Liebe unnatürlich ſein, da Liebe an ſich das edelſte und unwillkürlichſte Gefühl iſt, das uns gefangen nimmt, umſpinnt, emporhebt! Warum ſoll ich nicht lieben, da ich mich meiner Liebe nicht zu ſchämen habe?"

„Ich gebe ihm das Blatt, damit er mich kennt und oben findet, denn ich oder er können ſterben, während er fern iſt und er ſähe mich nicht wieder und hätte mich bald vergeſſen. Nun kann er mich nicht vergeſſen."

„Alles ward mir früh gegeben,
Reines, zaubervolles Glück,
Und mein ganzes Erdenleben
Iſt ein einz'ger Sonnenblick!
Ach, mit unerfülltem Sehnen
Suchen unter Qual und Schmerz
Tauſende mit heißen Thränen
Für ihr Herz das zweite Herz!

Doch mir, dem entzückten Kinde,
Lächeln Deine Augen zu,
Was ich denke und empfinde,
Weißt und denkſt und fühlſt auch Du;
Brauchſt auch nimmer mir zu ſagen,
Daß Du mein für alle Zeit,
Warſt es ſchon vor fernen Tagen,
Bleibſt es bis in Ewigkeit!

Bin ich unruhvoll und trübe,
In Dich leg' ich mein Gemüth,

Und Dein Herz, das traute, liebe,
Singt dem Leid das Schlummerlied.
Kann ich nicht das Glück ertragen,
Das in Deiner Nähe weht,
Eil' ich innig Dir zu ſagen,
Was Dein Herz ſogleich verſteht!

D'rum bin ich allein ſo fröhlich,
Mag nicht unter Menſchen ſein,
Denn erhoben, frei und ſelig
Fühl' ich mich bei Dir allein.
Schlaf' ich dann, Dir hingegeben,
Mit Dir, nach dem Erdenlauf,
Weck' Dein Herz mit leiſem Beben
Jenſeits auch das meine auf!

Der Fürſt drückte das Blatt an ſein Herz, er lächelte und ſein Auge füllte ſich mit Thränen.

Mit verhängtem Zügel ſprengte er in wenig Minuten nach dem Garten, band ſein Pferd ſelbſt an einen Baum und eilte zu Adelen.

Sie war allein und hörte ihn kommen.

Er fragte ſanft: „Adele, biſt Du Dir treu geblieben?“ und deutete auf das Blatt.

Sie erröthete und Thränen bedeckten ihr Antlitz.

„Adele, liebe Adele!“ wiederholte er, und ſie duldete ſeinen ſchüchternen, glühenden Kuß. Er verſchwand, Adele blieb ſelig zurück.

Der jugendliche, ſchwärmeriſche Fürſt, hingeriſſen von Adelens Liebenswürdigkeit, zum erſten Male

von wahrer Liebe erfüllt, gab ſich ganz dem Zauber hin, der Herz und Sinn umſtrickte. Er gedachte weder der Vergangenheit noch der Zukunft, Adele allein war ſein Gedanke, ſein Alles.

Die frühen Morgenſtunden wurden ihr geweiht, den Tag über hielten Regierungsſorgen und Etikette ihn fern von ihr, aber Abends ſchlich er wieder in ſein Zauberſchloß und weilte, bis die Züchtige ihn gehen hieß.

Er liebte ſie ſo rein, ſo innig, daß es ihm genügte, ſie zu ſehen, ihre lieben Worte zu hören. Adele vertraute ihm ganz, ſie kannte ſein Verhältniß zu Thereſen nicht, und ihre einzige Frage an ihn war: „Wann kommſt Du wieder?“ Dann zählte ſie, war er fern, die Minuten und lauter klopfte ihr Herz, wenn die Stunde ſchlug, die den Geliebten zu ihr führte.

An die Zukunft, an ſeinen Stand dachte ſie nicht, ſie war ſeine Adele und er ihr Georg, und ſo lange er dies blieb, fürchtete ſie nichts. Kein Gedanke, daß es jemals anders werden könne, kam in ihre Seele.

Während Adelens Himmel noch ungetrübt ſtrahlte, ward Fürſt Georg durch die Mahnung ſeiner Mutter, ſich mit Thereſen zu verbinden, aus ſeinen

Träumen geweckt. Er gab der verehrten Mutter verlegen eine doppelsinnige Antwort, und dachte nun ernstlich darüber nach, wie er handeln müsse, um nicht drei Menschen unglücklich zu machen.

Er wollte sich heimlich mit Adelen verbinden, und verwarf dann wieder diesen Entschluß, um seiner Mutter und Theresen willen.

Adelens Anblick war ihm Qual, so innig vertrauend gab sie ihm ihre Seele hin, und er dachte schon an den Tag, der ihn mit Theresen verbinden sollte; der Prinzessin Nähe war ihm Marter, sie, seine Verlobte, die ihn im Herzen trug, wollte er lassen, dem Spotte der Welt preisgeben, als Wortbrüchiger dastehen.

In dieser Stimmung mied er Beide und ließ Adele im stillen Grame, Therese in bangen Zweifeln über seine Entfernung.

Es war ein trüber Herbstmontag, der Tag, an welchem Georg stets zu Adelen zu kommen pflegte; fröhlich und hoffnungsvoll schmückte sie ihr Gemach mit Blumen, entzündete ein leichtes Feuer im Kamine, schmückte sich mit besonderer Anmuth und Sorgfalt und harrte seines Kommens.

Bei der leisesten Bewegung sprang sie auf,

unzählige Male sandte sie die Amme an die Pforte; der Fürst erschien nicht.

Ihr Herz pochte, ihre Pulse fieberten, sie eilte selbst im Sturme hinaus bis an das Gartenthor.

War er krank, verreist, liebte er sie nicht mehr? Vier Tage lang hatte sie ihn weder gesehen, noch das Geringste von ihm vernommen. Dichter hüllte sie sich in ihr Tuch und ging, von innerer Angst verzehrt, immer weiter hinaus in den Sturm.

In dieser Seelenqual, sich selbst nicht klar, dem unwillkürlichen Zuge ihres Herzens folgend, kam sie vor das erleuchtete Schloß. Musik und Jubelruf schallte hinab auf die Straße, sie flog die Marmortreppe hinauf und hielt sich oben am Geländer fest.

Ein Lakai fragte mürrisch nach ihrem Begehr und sagte, von ihrer seltenen Schönheit überrascht, dann milder: „Wollen Sie die Herrschaft speisen sehen?“ Bei diesen Worten öffnete er eine Seitenthür und sie schritt mechanisch weiter. Jetzt erst sah sie, daß sie sich auf einer Gallerie unter mehreren Leuten befand, die gekommen waren, den Fürsten speisen zu sehen. Sie vernahm sein Lob und das des fremden Prinzen, seines Schwagers, Prinz Albert, sie sah ihn an der Tafel und neben ihm ein hohes, schönes Mädchen, Prinzessin Therese, die mit lieben-

dem Auge nach ihm blickte, gegen welche er mehrmals galant war.

Thränen füllten ihr Auge, nie gekannte Schmerzen durchzuckten ihr Inneres, sie fühlte die lebhafteſte Sehnſucht nach dem Tode. Da ſchaute der Fürſt zu ihr herauf, er erblich, verließ ſeinen Platz. Die Furcht, Aufſehen zu erregen, erfaßte das leidende Mädchen und haſtig verließ ſie die Gallerie und ſtürzte hinaus, heim in die Arme der theilnehmenden Martha. Als ſie am andern Morgen aus düſtern Träumen erwachte, ſaß der Fürſt an ihrem Lager. Er nannte ſie mit ſüßen Namen, ſie lag an ſeiner Bruſt, alle Qualen waren vergeſſen.

Endlich fragte er ſelbſt Adelen nach ihrer geſtrigen Stimmung, und ſie beichtete ihm wie ein Kind alle ihre Gedanken und Empfindungen.

„Als ich Dich ſah unter den glänzenden Leuten," ſchloß ſie ihre Rede, „wie bangte mir da, Du kamſt mir fremd vor, ich fühlte ſchmerzlich, daß Du niemals vor der Welt Dich mein, mich Dein nennen darfſt, ach! und wie glücklich ſchien mir das ſchöne ſchimmernde Frauenbild neben Dir, zu dem Du ſo freundlich redeteſt."

„Laß niemals, meine ſüße Adele, mich an Deiner Liebe zweifeln, und ſei Du der meinen gewiß!" ſagte

bewegt Georg und drückte ihre Hand an seine Lippen. „Du sehnst Dich nicht nach dem Fürstenhute, nur mein Herz ist das Juwel, das Du zu behalten wünschest, was kann Dich bekümmern? Wie selten erscheint ein Tag, an dem ich Dich nicht sehe, und zähle ich geduldiger als Du die Minuten, welche vergehen müssen, ehe ich Dich wiedersehe? Oder sehnst Du Dich fort aus dieser Einöde?"

„Nein, nein, mein Georg, hier bin ich so glücklich! Immer vereint mit Dir, brauchen diese Gemächer, dieser Park noch nicht so viel Bequemlichkeit und Anmuth zu besitzen. Ich will hier bleiben, so lange ich lebe, ich sehne mich an keinen schönern Ort, bin ich nur Deiner gewiß — aber Du? Vergieb meine Zweifel, mein Bangen, aber es muß in der Natur des Menschen begründet sein, daß er ein unwiderstehliches Verlangen fühlt, das Geliebteste durch heilige Bande an sich zu fesseln."

„Ist unsere Liebe nicht heilig, Adele? Was könnte heiliger, fester uns binden, als der geheime Zauber nie verschwindender Sympathie? Doch auch ich gestehe das Bedürfniß einer noch körperlicheren Weihe zu, und sie soll uns einigen und Frieden geben."

Noch lange sprach er begeistert zu dem schwärmerischen Mädchen, versprach ihr, alle Herrlichkeiten,

die es gäbe, in dieſe Einſamkeit zu ſenden und ſchied ſichtlich heiter, nachdem ſie ihm das Verſprechen gegeben hatte, nie mehr ohne ſein Wiſſen das Schloß zu verlaſſen.

Die Sonne ſtrahlte aus hellem Blau, feierlich ſchallten die Glocken des kleinen Dorfes, wo Adele konfirmirt worden war, der Prediger trat vor den Altar und ſprach mit Würde und Sanftmuth zu ſeinen zum Genuß des heiligen Abendmahls verſammelten Beichtkindern. Auch Adele und der Fürſt in ſchlichter Kleidung befanden ſich unter den Andächtigen, Beide nur Andacht und Liebe. Er, der letzte unter den Männern, ſie, die erſte unter den Jungfrauen, knieten ſie Beide zugleich, und wenn ihre Blicke ſich begegneten, es war keine Entweihung des Sakraments.

Nachdem die heilige Handlung beendet, erſtiegen ſie zuſammen den nahgelegenen höchſten Berg des Landes, und hier, umweht von der milden Luft, nannte er ſie zum erſten Male ſein Weib und ſchwur noch einmal, ſie nie zu verlaſſen.

Vertrauen ehrt edle Menſchen und beſtimmt ſie oft zu den größten Opfern. Der Fürſt wollte zu Thereſen, ihr vertrauen, ſie ſeiner ewigen vollkommenſten Hochachtung und Dankbarkeit verſichern und ſein Geſchick in ihre Hände legen. Sie, ſo glaubte

er Thereſen zu kennen, entſagte ihm, trennte ſich ſelbſt, ſprach für ihn bei der Mutter.

Nachdem er Alles, was er ihr ſagen wollte, durchdacht hatte, ließ er ſich bei ihr melden und trat beklommen in ihr Gemach.

Sie kam ihm raſch und freundlich, aber blaß und verweint entgegen. Er fragte nach ihrem Befinden, ſie ſah ihn gütig an. —

Ich weiß, — begann ſie nach einer Pauſe — Sie lieben mich, niemals werde ich an Ihrer Treue zweifeln und Sie, Georg, wiſſen, daß ich nur in Ihnen lebe, daß Ihre Untreue mich tödten würde. Warum haben Sie Geheimniſſe vor mir? Sie ſind ſeit einiger Zeit ſo kalt, ſo ernſt, Sie ſind oft Stundenlang ohne alle Begleitung entfernt, o Georg, kann ich Ihren Kummer nicht mindern, ich kann ihn theilen, Ihre Unterthanen verehren, die Ihrigen lieben Sie. Könnte es möglich ſein, daß Sie zur Ausführung eines ſchönen Planes Gold bedürften, meine Mitgabe, mein Schmuck gehört Ihnen.

Eiferſüchteleien hätte er vielleicht widerſtanden, dieſe Beweiſe von Vertrauen und Güte rührten ihn innigſt. In dieſem Momente erſchien auch ſeine Mutter, und im Geſpräch ward, ehe er es umgehen konnte, der Vermählungstag des Fürſtenpaares feſtgeſetzt.

Er überließ die Anordnungen zu den Vermählungsfeierlichkeiten der Fürstin und dem Hofmarschall und suchte sich zu sammeln.

Am Abend vor seiner Vermählung nahm er mit inniger Wehmuth von Adelen Abschied, von ihr, die er jetzt verleugnen mußte.

Die größte Sünde, die furchtbarste ist: Andern weh zu thun. Ihr kommt keine gleich! — sagte er sich während der Trauung, — und wenn ich schweige, beide Frauen entfernt halte, so lebt jede in glücklichem Wahne; Therese soll immer meine Hochachtung besitzen, für Adelen schlägt ewig mein Herz!

Während der Fürst an Theresens Seite die Glückwünsche annahm und sich heiter zeigte, weilte Adele krank und sehnsüchtig in ihrem Gemache, sie wußte nicht, daß der Donner des Geschützes, das Läuten der Glocken, welches an ihr Ohr drang, der Vermählung des Geliebten galt.

Den andern Tag kam er zu ihr, verlegen, bänglich, er reichte ihr die linke Hand, weil er vergessen, den Trauring von der rechten abzuziehen.

Sie war schwermüthig und still, und bat ihn nicht zu bleiben, als er schied.

Nach und nach ward der Fürst ruhiger, er hielt Theresen für glücklich, weil sie nie klagte und im

Stillen über ſeine Kälte weinte, er fühlte ſich durch Adelens Geſtändniß, daß ſie Mutter ſei, ſelig.

Von ihm gingen alle die Spukgeſchichten aus, welche man ſich jetzt in der Reſidenz vom Waldſchloſſe erzählte und weßhalb man es mied.

Bisweilen glaubte er ſelbſt, daß man den Grund ſeiner Vorliebe für den Garten ahne, aber Adelen hatte nie ein fremdes Auge erblickt, und daß kein Menſch es wagen würde, mit ihm oder ſeiner Gemahlin davon zu ſprechen, wußte er wohl.

Einſt beredete er Adelen zu einer kleinen Reiſe und als ſie zurückkam, fand ſie die Zimmer feenhaft ausgeſchmückt, und eine liebenswürdige Frau als Geſellſchafterin.

Auch ein Arzt, auf deſſen Treue und Verſchwiegenheit der Fürſt bauen konnte, erhielt jetzt im Waldſchloſſe Wohnung.

Bücher, Muſikalien, Gemälde, ſeltene Früchte, alles dieß erhielt Adele, und ſcherzend verglich ſie ſich oft mit einer verzauberten Prinzeſſin und Georg mit ihrem guten Geiſte.

In dieſer Zeit entſchlief die Fürſtin Mutter, glücklich in dem Wahne, daß Georg und Thereſe beglückt wären.

Prinz Woldemar kehrte auf den Wunſch des

Fürſten zurück, blühender, aber immer noch mit Liebe zu Thereſen erfüllt.

Fürſt Georg empfing den Bruder mit unendlicher Güte, er that alles, um ihn zu erheitern, — vergebens.

Die Fürſtin, in der gewiſſen Ueberzeugung, nicht geliebt zu ſein, litt unendlich, und ſo lebten als Herrſcher eines ſchönen Landes, im Ueberfluſſe und Glanze, drei gute Menſchen ein trauriges Daſein, beneidet von Vielen, und doch den freien, geliebten Armen beneidend.

Ein holder Stern ging jetzt dem Fürſten auf, Adele ward Mutter eines lieblichen Kindes, das Ebenbild ſeiner Aeltern.

Seine Liebe zu Adelen ward durch das ſüße Band noch inniger, Thereſe war für ihn jetzt die Fremde — die Mutter ſeines Kindes ſein Weib.

Er hielt es jetzt für Unrecht an Adelen, ſie nicht öffentlich anzuerkennen, es genügte ihm nicht, ſein Kind nur verſtohlen zu küſſen.

Der Leidende ſucht den Leidenden, darum neigte er ſich zärtlich zu dem Bruder.

Nun denn, — ſprach Woldemar, als der Fürſt einſt wieder in ihn drang, ſich ihm zu vertrauen, — ich will nicht länger ſchweigen! — Ich leide, o was

ſind die Qualen eines Verbrechers dagegen — ich ſterbe — aber Deiner Güte bin ich unwürdig, ich liebe Dein Weib!

Woldemar erwartete Ausbrüche des Zorns, doch der Fürſt fragte mild: und liebt Dich Thereſe?

Nein, aber ſie nahm Theil an mir, als Du fern warſt, ſie erinnerte ſich Deiner nur dunkel, denn ſie war ja ein Kind, als Du ſchiedeſt, da kamſt Du — und ſie wandte ſich vom Jüngling zum Manne.

Wußte die Mutter um Deine Liebe?

Nein, kein menſchliches Weſen — die Mutter hätte ſie verdammt, ſie hielt ſtreng auf das gegebene Wort!

O, Woldemar, blicke nicht ſo düſter — ich will um jeden Preis frei ſein, das Land verlaſſen, für todt gelten, im blühenden Italien mich mit meiner Geliebten verbinden, herrſche Du als Thereſens Gatte.

Ein ſchöner Traum! Weißt Du nicht, daß unſer Stamm ausſtirbt durch unglückliche Liebe, und daß wir dazu beſtimmt ſind, ſo zu leiden?

Der Fürſt ſah ihn fragend an.

Woldemar fuhr fort: Mein Hofmeiſter hat es einſt einem Andern erzählt, wie ich noch ein zartes Kind war, meinend, ich verſtünde ihn nicht, — daß

unſer Vater die Mutter niemals geliebt habe; die ſchöne Prinzeſſin, welche er geliebt, ſei geſtorben, unſer Urahn aber hat ein ſanftes Weſen verführt, verlaſſen, und ſeine rachſüchtige Gemahlin ließ ſie vergiften. Wir büßen der Väter Schuld! —

Der Fürſt ſah düſter vor ſich hin, dann ſuchte er das unheimliche Gefühl durch erkünſtelten Unglauben zu verbannen.

Er entwarf Pläne zu ſeiner Entfernung, unterrichtete Woldemar von den Verhältniſſen, in denen er als Regent ſtehe, und ſtimmte ſomit unvermerkt ſeinen Bruder heiterer.

Adelens Herz klopfte ſtürmiſch vor Freuden, als der Fürſt ſchon den Tag ſeiner Abreiſe beſtimmte, ſie ſollte wenige Tage nachher mit dem Kinde und Marthen folgen. Die Fürſtin erwähnte er nun freilich nicht, aber ſeinen Bruder, der nun den Thron beſteigen ſollte.

Der Fürſt machte ſeine Reiſe nach Italien bekannt, ernannte den Prinzen Woldemar während ſeines Lebens im Auslande zum Regenten und empfahl die Fürſtin ſeinem Schutze.

Thereſe wagte nicht, dem Gemahl zu widerſprechen, ſie äußerte nicht einmal den Wunſch, ihn begleiten zu dürfen.

Da, wie ein Blitzſtrahl aus heiterm Himmel, gann ein bösartiges Nervenfieber ſeine furchtbare errſchaft.

Eins der erſten Opfer war Prinz Woldemar, d der Fürſt blieb mit zerriſſenem Herzen zurück. ief ſchmerzte ihn der Tod des Bruders, bitter die äuſchte Hoffnung auf Erdenglück.

Adele hörte ſtill und ergeben die Kunde von des inzen Tode, der ihre Zukunft in Nacht hüllte.

Starb auch Fürſt Georg, dann fiel das geſegnete ndchen dem nächſten Agnaten, einem ſchwelgeriſchen yrannen anheim: um ſelbſt glücklich zu ſein, durfte eorg nicht das Wohl von Tauſenden opfern.

Er gab ſeine Lieblingspläne auf und widmete h unabläſſig dem Wohle ſeiner Unterthanen.

Er ſtillte auch Thereſens Thränen und näherte h ihr liebevoller als je, ſie war jetzt die Glücklichſte, nn Adele kränkelte, das Heimliche ihres Verhält- ſſes peinigte ſie, des Kindes Frage, warum der ater nicht bei ihr wohne, zerſchnitt ihr Herz.

So ſchwanden einige Jahre hin, zu Thereſens ufriedenheit mangelte nichts als ein blühendes Kind, r Fürſt und Adele liebten einander noch wärmer, nd Eins ſuchte dem Andern ſeinen geheimen Gram verbergen.

Oft ſchon hatte die Fürſtin von dem Waldgarten gehört und ihn zu beſuchen gewünſcht, immer hatte der Fürſt ihr dieſen Wunſch verſagt. Eines Tages bemerkte ſie, daß dem Fürſten ein zierliches beſchriebenes Billetchen aus der Taſche fiel. Obgleich er ſich ſchnell erröthend nach ihm bückte, ſo hatte ſie doch die Worte: Unſer Zaubergarten, geleſen.

Eine ihr unbeſiegbar ſcheinende Luſt, den Garten ſogleich zu ſehen, erwachte in ihr; den Fürſten wollte ſie nicht wieder vergebens um den Schlüſſel bitten, der Gärtner, ſo meinte ſie, müſſe ihr öffnen.

Sie erinnerte ſich des alten Mährchens vom Blaubart und des goldnen Schlüſſels; indem ſie dieſes Schlüſſels gedachte, fiel ihr ein, daß am Schlüſſelbunde, welches ſie von der verſtorbenen Fürſtin bekommen, ein verroſteter, gelber Schlüſſel befindlich ſei, der, ſo viel ſie wußte, zu keiner Thür im Schloſſe gehörte.

Ohne Hofdame, in ihren Mantel gehüllt, ſtieg ſie in den Wagen, ließ in einiger Entfernung von dem Garten halten, und öffnete mit dem alten Schlüſſel wirklich die Pforte.

Alles um ſie her war ſtill, ſie ſchritt weiter und gewahrte unweit dem Schloſſe auf einem grünen Raſenplatze eine ſchöne junge Frau mit großen dun-

klen Augen, die ſie für ein Mädchen gehalten haben würde, hätte ſie nicht mütterlich mit einem holden Kinde gekoſet.

Die Fürſtin trat näher und fragte das Kind: Wie heißeſt Du?

Georgine!

Iſt dieß Deine Mutter?

Adele erhob ſich und ſagte würdevoll: Ja, Madame, doch Sie verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer Garten keinem Fremden offen ſteht. Sie zitterte bei dieſen Worten, denn ſie erinnerte ſich an Thereſens Züge.

Der Fürſtin doch! — ſagte Thereſe. —

Adele ſtand erſtarrt.

Und Sie — fragte Thereſe nach einer Pauſe — wohnen hier?

Adele wollte antworten, aber ihre Kniee bebten, ſie wußte nun Alles.

In dieſem Augenblicke trat der Fürſt ein.

Georg! riefen beide Frauen. Er erblich, Thereſe ſah nur noch, bevor ſie niederſank, daß der Fürſt, ohne ſie zu beachten, die ohnmächtige Adele in das Schloß trug.

Die Fürſtin erwachte unter den Bemühungen Marthens und rief: Schafft mich fort, fort aus dieſem geſpenſtigen Park!

Der Fürſt erſchien, um ſie nach Hauſe zu bringen, ſie wandte ſich empört ab, er ſagte nun auch hart: Sie hätten wohler gethan, ein kindiſches Gelüſt zu unterdrücken, als den Schleier zu heben, der Ihren Schmerz verhüllte — und einen Engel zu morden, der niemals nachforſchte, was ich that.

Ich wählte Sie nie, ich liebte Sie nie und litt, um Sie nicht zu betrüben; pochen Sie immerhin auf Rechte, die meine Aeltern mir für Sie abzwangen, das heiligſte Recht hat die Stimme des Herzens, die Natur zieht mich von der Angetrauten, Kinderloſen, zur Mutter meines Kindes.

Thereſe ſchwieg, ihr Inneres war in heftigem Aufruhr, ſie ließ ſich nach Hauſe bringen und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein.

Keinen Menſchen, als die Kammerfrau, ließ ſie vor ſich und nahm nur auf dringende Bitten einige Nahrung zu ſich.

Der Fürſt wich nicht vom Lager der todtkranken Adele. Ihr vertraute er Alles, ſie fühlte ihm ab, was das Wort nicht auszudrücken vermag und kein Vorwurf, keine Klage kam über ihre Lippen. Ihm zu Liebe nahm ſie die widrigſten Arzneien und verſtellte ſich zum erſten Male im Leben, als ſie zum Schmerze lächelte.

Ich weiß ja, Du liebteſt ſie nie, Du wollteſt mir nicht wehthun, — ſagte ſie oft, — ich könnte nur unglücklich ſein, wäre ſie die Geliebte, ſie, die jetzt ſo arm iſt!

Einige Wochen nach jener Begegnung klopft der Fürſt an die Thüre der Fürſtin, ſie öffnet, er ſtand bleich, in tiefer Trauer vor ihr.

Thereſe — ſagte er ſanft — Adele iſt zu den Engeln gegangen, ihr letzter Wunſch war Verſöhnung, ſie iſt geſchieden und ich war hart gegen Sie.

Thereſe reichte ihm ſtumm die Hand.

Den andern Abend legte der Fürſt einen Blumenkranz auf ein Grab im Park, und kam nach einer Stunde mit einem Kinde zur Fürſtin.

Den Park verſchloß er mit eigner Hand und befahl, man ſolle ihn ungepflegt laſſen.

Nach Jahresfriſt ſtarb er. Als Thereſe an ſeinem Lager weinte, ſagte er bitter lächelnd: Die Dichter nehmen andere Ingredienzen zu einem Trauerſpiel, bei mir gab es weder Kabale noch Gift, Blut, Krieg und Feinde, nur beſorgte Aeltern und ein liebliches Kind, das ich ſchützte, und daraus entſtand ein gräßliches, ſchleichendes Trauerſpiel für uns Alle.

Dann küßte er das Kind, wie einſt deſſen Mutter, und ſtarb.

III.

Lebensschattirungen.

(Phantasiestück.)

1.

Graf Albano zog an der seidenen Schnur; der Vorhang, welcher ihn von der Gesellschaft schied, flog zurück, und seine Mutter sprach: „Willst Du nicht schlafen, guter Albano, oder stört Dich unser Gespräch?"

„Im Gegentheil, es erheitert und beruhigt mich!" versetzte der von ehrenvollen Wunden noch nicht genesene Jüngling. — Meinen Gedanken hingegeben, befand ich mich bald in einer Traumwelt, die mich aufregte, und ich weiß nicht genau, ob ich geträumt oder wachend phantasirt habe. Es waren düstere Bilder, sie mögen weichen.

„Träumen und Phantasiren kommt wohl auf Eins heraus," bemerkte Gotthardt, „denn die Traumbilder wie die Erscheinungen, welche das innere Auge

im Zuſtande des Wachens hat, ſind beides Erzeugniſſe der Phantaſie.

„Wer den Grund dieſer reichen Quelle erblicken könnte," ſagte die Gräfin. „Oftmals ſchafft ſie doch eigene Bilder, zu denen wir in unſern Umgebungen die Farben nicht fanden. Für prophetiſche Stimmen mag ich die Träume nicht halten, dazu ſind ſie zu bunt, zu verworren: eher ſollte man glauben, daß ſie Erinnerungen eines Lebens ſind, von dem man im Zuſtande des Wachens nichts weiß."

„Ich kann es nicht beſtreiten," ſagte der greiſe Antonio, „doch glaub' ich an ein früheres Leben nicht, für unſere Fortdauer aber ſind ſie mir Bürge, und der Körper, welcher von uns ſtets für ſo nothwendig zu unſerer Fortdauer gehalten wird, erſcheint mir, wenn ich mancher Träume gedenke, nur wie ein drückendes Kleid."

„Alle Regungen des Gemüthes, Zorn und Milde, Haß und Liebe und was anderes noch in uns vorgehen mag, habe ich im Traume lebhafter, deutlicher; ich ſehe daraus, daß, indem der Körper unthätig iſt, die Seele ſich deſto freier bewegt; ich glaube, daß während ſeiner Auflöſung das Denk- und Empfindungsvermögen in uns mehr hervortritt, bis endlich das Kleid der Erde ganz abgefallen iſt, und ein zarteres,

ich möchte ſagen, dehnbareres Gewand die Regungen der Seele nicht mehr einengt. Wer nun ſein Inneres ſo bildet, daß es lauter edle und reine Empfindungen erzeugt, muß nothwendig ſich immer glücklicher fühlen, ſo wie derjenige, welcher dem Jähzorn, der Gemeinheit und andern unedlen Eigenſchaften Raum in ſich läßt, jenſeits erhöhte Pein empfinden muß."

„Möglich, ja liebevoller und freundlicher als die andern Bilder, welche uns gewöhnlich vom Tode vorgemalt werden," ſagte Albano, „der Traum iſt etwas Schönes, dauernder als die Liebe, die einzige poetiſche Erſcheinung des Lebens."

„Das iſt dem Traume zu viel zugeſtanden, oder andern Erſcheinungen Unrecht gethan!" bemerkte Antonio, „ich kenne Menſchen, in deren Erſcheinung ſo viel Poeſie liegt, daß man ſie zu lieben und zu ergründen ſich zur Lebensaufgabe machen könnte."

„Und wer ſind denn dieſe Menſchen?" rief lebhaft Albano, „Dichter, Tonſetzer, Maler, Künſtler unter den Schauſpielern und Kinder, alſo ſelbſt Träumer."

„Je mehr der Menſch Träumer iſt, deſto mehr iſt er Dichter, und muß der Schauſpieler bei allem Studium und verſtändigem Prüfen am Abend nicht Träumer ſein, wenn er wahrhaft groß ſein will? Muß er als Poſa nicht glauben, er ſpreche wirklich zum Kö-

nige für die Menschheit? Nicht mit Tasso leiden und mit Sigismund träumen? Was träumt sich nicht das Kind! O, vom Traume geht alle Poesie des Lebens aus."

„Poesie erkläre ich anders," warf Antonio ein. „Der Blick in ein höheres Seelenleben ist Poesie, Träumen ist noch nicht Poetischsein, und der Dichter wie der Schauspieler müssen mit Bewußtsein schaffen, die Freiheit haben, Gedanken zu lenken; der Träumer kann sich nur den Eindrücken überlassen, die ihm von dem Traumgotte gegeben werden."

„Albano erinnert mich hier an eine Freundin," nahm die Gräfin das Wort, „welche in den letzten Lebensjahren nur im Traume lebte."

„Sie hatte ihre einzige Tochter Rosalie verloren, die sie über Alles liebte, und war der Verzweiflung nahe. Einige Wochen nach deren Tode träumte der Mutter so lebhaft von Rosalien, daß sie am Morgen wunderbar getröstet war. Alle Nächte erschien ihr nun die Tochter, unterredete sich mit ihr, und sah immer hold und freundlich aus."

„Mit stiller Freudigkeit sah sie von nun an das Sinken des Tages. „„Mein Tag ist Nacht, und meine Nacht Tag!"" sprach sie oft, und das Glück im Traume tröstete sie über das Unglück im Wachen."

„Gedenken Sie noch, liebe Mutter, an Emilien?“ sagte Eugenia, und fuhr fort: „Ich theilte in der Pension mein Zimmer mit einem holden liebenswürdigen Weſen.“

Emilie war immer träumeriſch und ſtill, ſie zeigte ſich oft ungeſchickt, aber dann wieder einen ſo hellen Geiſt, wie Keine in der Anſtalt. Ihr Herz war ſchön, ja himmliſch zu nennen. Sie lernte wenig und wußte doch viel; es war als ob ein Genius ihr zuflüſterte, was ihr eben zu wiſſen nöthig war.

Ihre Aufſätze waren ſo verworren, voll Unwahrſcheinlichkeiten, und doch ſagte ſie oft im Traume die ſchönſten Lieder, die ich nachſchrieb und ihr am Tage zeigte. Sie ſagte dann lächelnd: „Seltſam, Alles dieſes hab' ich oft gedacht, aber ich fand Wort und Klang nicht, und nun iſt es mir im Schlafe gekommen.“

„Und wo lebt ſie jetzt?“ fragte Gotthard lebhaft.

Eugenie erwiderte: „Sie vermählte ſich ſpäter, weil es ihre Aeltern wünſchten, gegen ihre Neigung mit einem reichen Manne. Später neigte ſich ihr Herz einem edelſchönen, herrlichen Manne zu, der für ſie verloren war, der ihre Liebe nie ahnete, wohl niemals erwidert haben würde.“

Dieſes traurige, unerfüllt bleibende Sehnen untergrub ihre Geſundheit; ſie nahm an Nichts Theil,

ihr ſchien weder Freude noch Schmerz die Bruſt zu bewegen.

Plötzlich bemerkte ich eine Veränderung an ihr, ſie war des Morgens wie verklärt, und den ganzen Tag mild, kam aber der Abend, ſo zog eine ſanfte Heiterkeit in ſie ein, und ſie ſah mit Ungeduld an die Uhr. Ich wußte mir ihre Bewegung nicht zu erklären. Ich war damals ihre Schlafgenoſſin, gewöhnlich ſtand ich früher auf als ſie, und ſah, wie ſie ſelig lächelnd ſchlummerte.

Eines Morgens hörte ich ſie im Schlafe, langſam aber wohltönend, Verſe ſagen, die ich mir aufſchrieb, und noch im Gedächtniſſe habe:

Trüb' und öde zog das Leben
Vor mir her in kalter Ruh',
Reizte immerdar mein Streben,
Ich ſah nur dem Leben zu.
Denn es hatte ſtets mir Leiden,
Ach, mir niemals Glück gebracht!
Meinen Schmerz ſah ich erſt ſcheiden,
Kam die ſtille, dunkle Nacht.

Jetzt erſcheinet Lebensſonne
Mir mit ſanftem Sternenglüh'n;
Träume ſind mir Himmelswonne,
Wunderblumen ſeh' ich blüh'n.

Schließen ſich die Augen müde,
Grüßet lebensvoll und mild
Mich, verklärt wie ſel'ger Friede,
Ein geliebtes, ſchönes Bild!

Alle Leiden, Schmerz und Reue
Schwinden mit des Tages Schein;
Und es iſt mit feſter Treue
Träum' ich, der Geliebte mein.
Freudig darf ich ihn begrüßen,
Mein Empfinden ihm vertrau'n;
Und in ſeine blauen, ſüßen,
Mir ſo lieben Augen ſchau'n.

Will mich ſtille jetzt ergeben,
Bringt mir Schmerz der Tage Lauf,
Denn im Traum geht mir ein Leben
Wunderbar und herrlich auf.
Wenn ich ſchlumm're, leb' ich ſelig,
Denn im Traum' erſcheineſt Du.
Ach, wie ſeh' ich jetzt ſo fröhlich
Wachend meinem Leide zu.

Nun war mir ihre Seelenſtimmung erklärt, ich kannte jetzt ihr ſtilles Glück. Einige Monate nachher ſtarb ſie, ein wundes Herz ging ein zur Ruhe.

„Und iſt ſie Ihnen nie im Traume erſchienen?“ fragte Antonio.

„Nur einmal, und obgleich ſeit jener Nacht Monden und Jahre dahingeſchwunden ſind, ich erinnere mich an jenen Traum, als ob ich ihn in der letzten Nacht ge-

habt. Ich ſah Emilien vor mir ſtehen, ſchön wie im Leben, nur zarter, ätheriſcher, ein ſüßes Grauſen durchzuckte meinen Körper. „Du hier, Emilie?“ fragte ich leiſe, „biſt Du nicht —“

„Wohl nennt Ihr mich todt, und ich habe die Erde verlaſſen —“

„Und kehrſt wieder, warum? Was iſt Dein Thun im Himmel?“

„Die Unſern umſchweben, iſt unſere Beſchäftigung,“ ſprach ſie ernſt, „zurückkehren wir, um die Menſchen, zu denen uns der Herr ſchickt, zu tröſten oder zu prüfen. Ich bin jetzt auf Erden, um als eine ſchöne Erſcheinung die Treue eines Mannes und die Sanftmuth eines Weibes zu prüfen.“

„Iſt dieß möglich und ſind alle Verſtorbene dazu auserwählt?“

„Nicht Alle; die als Kinder die Erde verlaſſen, müſſen ſich oben erſt entwickeln, und ſind mit dem Herzen des Menſchen zu unbekannt; auch nicht die, welche ſpät von der Erde gehen, ſie haben ſchon hier ihre Zeit hingebracht; aber die, welche in der ſchönſten Blüthe noch kräftig und rein ſterben, ſind dazu auser eben.

„Ich kann es nicht faſſen, Emilie.“

Sie lächelte: „Haſt Du niemals Menſchen ge-

ſehen, zu denen es Dich wunderbar zieht, und ſolche, denen der Stempel einer höhern Abkunft auf die Stirn gedrückt iſt? Die Alles idealiſiren und im reinerern Lichte ſehen möchten? Denen man das Innerſte vertraut, und in deren Nähe Schmerz und Leidenſchaft verſtummen, deren Gegenwart die Gemeinheit flieht? das ſind die Wiedergekommenen!"

„Und was iſt Euer Lohn im Himmel?"

„Herabzuſchauen auf die Erde, in das Herz unſerer Lieben. Haſt Du Dich oft wunderbar erhoben, glücklich ohne einen äußern Grund gefühlt, dann war ich Dir nahe."

„Aber wie kann es Euch Himmelsbewohner beglücken, herabzuſchauen in unſern Jammer, in unſer Wehe?"

„Wir wiſſen, daß Alles, was Euch Trübes begegnet, zu Eurer Erziehung gehört. Wenn der Keim in der Erde liegt, iſt die Pflanze nicht vollendet, Sturm und Ruhe, Kälte und Sonnenſchein, Schwüle und Gewitter gehören zu ihrer Entwickelung — wie viel mehr braucht nicht der Menſch von dem Momente an, wo er auf Erden erſcheint. Wenn wir Geſtorbenen herunter auf die Erde ſchauen, wie Ihr muthig den Schmerz um uns beſiegt, da ſind wir bei Euch —

bei Euch, ſo oft Ihr von Herzen unſern Namen ruft!"

„Und ſage mir, wie iſt es in der Hölle?"

„Die Hölle iſt ein ungeheuer großer Raum, da wohnen die Böſen, bis ſie anfangen, ſich eines andern Aufenthalts werth zu machen. Der Raum iſt nur mit Luft gefüllt, über ihnen ein grauer Himmel, Keiner kann ſich von ſeinem Platze entfernen, noch mit einem Andern ſprechen. Oft fallen Feuerflammen auf die Böſen herab, da grinſen ſie ſtill für ſich hin, oft regnet es zauberiſchſchöne Blumen, und ſie möchten ihre Freude darüber einander mittheilen — aber ſie können es nicht, und ſie heulen vor Schmerz!"

„O ſprich, wie iſt's im Himmel?"

„Du wirſt es erfahren!" — Sie verſchwand.

„Wenn Ihre Phantaſie geſprochen hätte, würde ich Sie eine Dichterin nennen," ſprach nach einer langen Pauſe Gotthardt — „aber der Traum iſt intereſſanter für mich."

„Ich habe, indem Sie ſprachen, mit meinem geiſtigen Auge wieder eine Erſcheinung geſehen, die ich zwei Mal im Leben hatte!" begann Antonio. „Als ich noch ein Kind war, beſuchte unſer Haus ſehr oft ein junger, ſchöner Mann, den ich außerordentlich liebte. Obgleich Eugen, dieß war ſein Name, nie mit

mir spielte, hing doch mein ganzes Herz an ihm, u
obgleich er mich niemals gescholten hatte; ein Bl
aus seinem großen blitzenden Auge war genug, mich i
tollsten Uebermuthe zu zügeln. Als ich seinen Tod ve
nahm, wollte ich mich gar nicht trösten, und mei
Aeltern schickten mich zu meiner Zerstreuung zu Ve
wandten. Dreißig Jahre später besuchte ich das Sal
kammergut; es war im Mai, mein Herz war der sch
nen Natur aufgethan, Liebe zur Erde war die Grun
stimmung meiner Seele.

Eines Tages begegne ich auf meinen Wanderun
gen einem Manne, der mich wunderbar anzieht. Ic
betrachte ihn näher — Eugen! rufe ich aus; er sie
mich schweigend an. Ich senke die Augen und hebe s
wieder zu ihm empor. Mein Eugen konnte er nic
sein, denn dieser wäre jetzt sechzig Jahre gewesen, d
Fremde zählte kaum dreißig und doch sah ich meine
Eugen edle Gestalt, die feinen Hände, die regelmä
ßigen Züge, die blonden Haare. Nur die große
blauen Augen hatten das irdische Feuer verloren, s
glichen den Augen eines Propheten, auf der Stir
schwebte ein räthselhafter Zug und das schöne Gesic
war bläſſer.

Ich redete ihn an, auch seine Stimme mußte ic
schon gehört haben, denn sie traf wunderbar mei

Herz, und doch hielt ein gewiſſes Etwas mich ab, ihm vertraulich zu nahen. Er entfernte ſich bald, und ich konnte nicht nach ſeinem Namen fragen, aber vergeſſen werde ich ihn niemals!"

„Auch mir iſt es mit einem Menſchen ſo ergangen," ſprach die Gräfin, „doch laſſen ſie uns davon abbrechen, unſer Kranker wird zu nachdenklich und aufgeregt. Auf morgen alſo und dann ein anderes Thema."

2.

An einem kalten Winterabende hatten ſich wie gewöhnlich Gotthardt und Antonio in Albano's Zimmer eingefunden, und obgleich die Gräfin und Eugenia ſich bemühten, heitere Gegenſtände mit Laune zu beſprechen, ſo kamen ſie unvermerkt doch immer wieder in das Gebiet des Abenteuerlichen und Wunderbaren.

„Wie mögen wir doch" ſagte lächelnd die Gräfin, „immer wieder auf Dinge zu reden kommen, die wir eigentlich gar nicht erwähnen wollen, und iſt es nicht auch ein Wunder, daß wir, ſtatt uns den wohlthuenden Wirkungen einer heitern Unterredung hinzugeben, immer wieder über das Seltſame, Unerklärliche, ja Wunderbare verhandeln?

Warum finden Sie nur unſere Anſichten, Vermuthungen und Erſcheinungen ſo wunderbar, und

warum legen Sie so viel Gewicht auf diese Bezeichnung? Alles oder Nichts ist Wunder; der gelehrteste und zugleich praktischeste Naturforscher sieht das Gras nicht wachsen, und weiß es vielleicht nur irrig zu erklären — und geben Sie dieß zu, warum so viel Unheimliches unter dem Worte verstehen, und meist nur dann, wenn es sich auf Erscheinungen, in Träumen, Gesichten, Anzeichen und auf Verstorbene bezieht?" erwiderte Gotthardt, „weil wir thörigen Menschen viel zu kalt die Natur betrachten, ja wir sind, wenn eine große oder seltene Naturerscheinung uns entgegentritt, albern genug, den staunenden, poetischen Kindern nüchtern zu antworten: das ist natürlich — bei einer sogenannt-gespenstigen Erscheinung, die endlich erklärt wird, bei einem Risse in ein Glas, aus dem jüngst ein Mensch trank, der eben gestorben, sagen wir: wunderbar! und wissen doch, daß Glas seiner Natur nach zerbrechlich ist."

„Am wunderbarsten", bemerkte Albano, „scheint mir die räthselhafte Neigung eines Menschen zu einem andern, der vielleicht nicht nur ganz verschieden, sondern sogar durch Kälte diese Neigung zurückstößt, durch mannichfache Handlungen ihrer unwürdig ist."

Die größte, uneigennützigste Liebe, entsprungen aus dem vortrefflichsten Herzen, bleibt sehr oft uner-

widert, und das höchste Glück des Lebens wird meist dem zu Theil, für den es keins ist.

Man ist fähig, die Fehler eines Menschen einzusehen, thörig genug, ihn um dieser Willen noch mehr zu lieben, während man in dem vollkommensten Charakter oft das gewisse Etwas nicht findet, welches anzieht und fesselt.

„Weil der Mensch," sagte Antonio, „viel zu sehr gern selbstthätig, ja feiner Egoist ist, um sich mit einem Menschen, wie er sein soll, zu begnügen; er muß ihm etwas beizugeben, oder etwas von ihm wegzudenken haben; wie uns ja auch nur eine Dichtung befriedigt, wenn der Dichter noch einigen Spielraum für unsere Phantasie gelassen, sein Thema nicht erschöpft hat — und sind wir Menschen nicht Gedichte Gottes?"

„Ich komme auf eine frühere Ansicht zurück!" sagte die Gräfin, „es sind Erinnerungen, die uns von dem abstoßen, zu Jenem hinziehen, wie wäre sonst so schnelles Fliehen und Finden möglich. Ich glaube auch die Geheimnißvollen —"

„Ja die Geheimnißvollen," lachte Gotthardt, „was haben die Menschen doch Wichtiges und Göttliches zu verschweigen, wahrlich, viel Erbauliches nicht!"

„Und sollte ein schönes Herz in seinen Tiefen

nicht Empfindungen haben, die es verſchweigt?" fragte Eugenia.

„Warum?" verſetzte Gotthardt, „die Menge kann dies ſehen und hören, es bleibt ihr doch Räthſel, und der Einzelne findet es ſchon heraus, für dieſen gibt es keins, die beſſern Menſchen müßten denn immer mit geſchloſſenen Augen umhergehen und den Mund verhüllen, um den gar viel Wunderbares ſchwebt."

„Dann" rief Albano „haben Sie auch in Eduard den Dichter erkannt."

„Er ein Dichter?" ſagte Eugenia ungläubig.

„Ja, ein Dichter, wie unſere Euch immer linkiſch erſcheinende Wilhelmine eine Dichterin iſt."

„Aber ich habe doch nie davon gehört, nie eine Strophe von Beiden geſehen!" fiel Eugenia ein.

„Und doch iſt Eduard ein Dichter und Wilhelmine mit ihm. Ich kenne von ihr ein einziges Lied, es iſt formlos ſogar, und ſie weiß wohl kaum, daß man Sylben abmißt, daß ſie gedichtet hat; auch, ich geb' es zu, verſpricht ſie ſich wohl, als wenn ſie kein Deutſch könnte, wenn man ſie anſieht; ſeht ſie aber nur im Garten umhergehen und mit den Blumen koſen, mit Kindern ſpielen und Abends vor dem Kamine in die Flamme ſchauen, hört ſie über Alfred ſprechen, und Ihr werdet ſie Dichterin nennen vor allen Andern."

Bei ihr ſtößt ſich nicht die Phantaſie an Kenntniſſen todt, die der weiblichen Natur nicht zuſagen, und ſo iſt auch Eduard ganz Dichter; hört ſeine Träume und ihm zu, wenn er vertraulich ſpricht, ſeine herrlichen Ideen, ſeine kühnen Bilder — bei ihm merkt man es recht: wie wenig aufſchreiben und drucken laſſen, den Dichter macht, und nur empfinden und erfinden.

Ueber Alfred ſpricht Wilhelmine wahr — ſagte nach einer Pauſe die Gräfin — und ich halte ſie für ſeine Seelenſchweſter. Alfred iſt für mich auch ein Wiedergekommener! — und als Alle mit Fragen in ſie drangen, begann ſie: Man muß nichts verſchweigen, was eine Wahrheit entdecken kann oder ein Intereſſe des Lebens berührt, müßte man dabei auch ſich erwähnen.

Auf ſeinem Schloſſe in Böhmen lebte Alfred's Vater, ein ausgezeichnet ſchöner und dabei vortrefflicher Mann. Er war großmüthig im höchſten Grade, ein Mann von Wort und Muth, von Launen will ich ihn nicht freiſprechen, und niemals hab' ich ihn heiter geſehen — nur tiefſinnig oder ausgelaſſen luſtig. Er vermählte ſich mit einem reizenden, lebensfrohen Fräulein, das er vom Herzen liebte.

Die Ehe des Paares blieb mehrere Jahre kinderlos, für Alfred ein neuer Grund zum Unmuth.

Ich befand mich oft wochenlang auf dem Schloſſe und obgleich den Jahren nach ein Kind, hing ich doch mit heimlicher, ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit an dem ſchönen Grafen, der mich wie ein Kind betrachtete.

In jener Zeit ſprach man oft von den Mitteln, verſtorbene Perſonen, die uns theuer wären, zu beſchwören; auch der Graf redete oft darüber und äußerte: daß er alle ſeine Kräfte, die er nach ſeinem Abſchiede von der Erde behalte, anwenden wolle, um ſeiner Gemahlin, falls er eher ſtürbe, zu erſcheinen.

Sie lachte oft über das Verſprechen aus dem Munde eines ſo jungen, lebensvollen Mannes und nur ich war von banger Ahnung ergriffen.

Bald nachher bekam der Graf das Nervenfieber, der Arzt erklärte es für anſteckend, und die Gräfin nahte ſich nur ſelten, ſehr vorſichtig und mit ſichtbarer Scheu ſeinem Lager. Er erklärte damals dieſe Scheu falſch, der Gedanke, daß ſie ihn nicht mehr liebe, beſchäftigte ihn unabläſſig und mehrmals ſagte er zu mir Es iſt ſchön, daß Du bei mir bleibſt; ach! wenn ich doch Dir mein Leid klagen möchte, Dir es vorſingen könnte, wie ein ſterbender Schwan;

aber Du verſtehſt mich nicht, ich muß ſchweigen, ich darf es Dir nicht ſagen.

Dieſe Worte hallten immerfort in mir nach, als ſeien ſie irgend ein Zeichen.

Kurz vor ſeinem Tode war ſeine Gemahlin bei ihm, er ſprach ruhig: So wie ich jetzt die Kraft habe, mir entfernete Gegenden lebhaft vorzuſtellen, mir längſt Geſehenes zurückzurufen, mich im Geiſte mit Menſchen zu unterreden, ſo habe ich vielleicht auch die Macht, Dir zu erſcheinen und das Kind, welches Du hoffeſt, zu umſchweben.

Der Wille iſt viel, er hat den Flug des Adlers, die Kraft der Rieſen, die Feinheit und Feſtigkeit des Goldes, wenn ich bildlich ſprechen will, und ein ſchöner, edler, feſter Wille kann unmöglich ſcheinendes erreichen.

Er ſtarb. Die Gräfin war tief erſchüttert — ich wunderbar ruhig.

Bald nachher ward ſie Mutter eines zarten, ätheriſchen Knabens. Wie ſtaunte ich, als das Kind in meinen Armen die Augen aufſchlug und mit zwei großen blauen Augen mich anblickte, als verſtände es meinen Schmerz, meine Liebe.

Lächeln Sie nicht, wenn der Glaube an eine

Wiederkehr der Seelen Frühgeſchiedner in unſern Kindern in mir aufſtieg.

Ich betrachtete den kleinen Alfred genau, oft lächelte das Kind ſo ſelig, als wenn himmliſche Erinnerungen es belebten, oft ſtrebte es mit ſeinen Händchen zum Himmel auf und mehr noch als andere Kinder erfreute es ſich am Lichte.

Sie ſchwieg eine Minute, Gottharbt ſagte: Möglich iſt es, daß wir als Kinder vom Himmel herabkommen und darum als Kinder ſo unſchuldig und rein ſind, bis der Geiſt im irdiſchen Klima die Schwächen, die es mit ſich bringt, annimmt.

Die Gräfin fuhr fort: Mit beſonderem Intereſſe betrachtete ich des kleinen Alfreds Entwickelungsgang, er war außerordentlich verſtändig und immer für ſich. Als er älter wurde, zeigte er ſich ſehr mild gegen andere Kinder, denen er meiſt ſein Spielzeug überließ, aber alle hatten eine gewiſſe Scheu vor ihm. Jeder würde ſpäterhin den lebensgefährlichſten Dienſt eher von ihm zu erbitten gewagt haben, als ihn zur Theilnahme an einem Scherze einzuladen.

Ich vermählte mich, als er ſein zwölftes Jahr erreicht hatte und verlor ihn nun auf kurze Zeit aus den Augen, doch ſtand ich im Briefwechſel mit meinem kleinen Lieblinge. Obgleich ich dreizehn Jahre

älter als Alfred war, betrachtete er mich doch wie seine Schwester, ich hatte mich immer sehr viel mit ihm beschäftigt und mochte ihm darum jünger erscheinen. Als er sechzehn Jahre alt war, besuchte er mich auf einige Zeit; Alfred glich seinem Vater außerordentlich, er hatte auch dessen Stimme und dessen Art sich zu bewegen.

Einige Jahre waren dahingezogen, der Tod meines Gemahls und die Erziehung meiner Kinder beschäftigte mein Gemüth hauptsächlich, ich hatte an Alfred seltener gedacht.

Eines Tages sitze ich in meinem Garten, da hör' ich eine wohlbekannte tiefe Stimme nach mir fragen, ich eile nach der Gartenthüre, ein lautes „Ach!" entflieht meinen Lippen, denn vor mir steht der verstorbene Graf Alfred.

In meiner Verwirrung hatte ich die Blumen, die ich in der Hand hielt, auf die Erde fallen lassen. Alfred bückte sich darnach, ich stand regungslos, dem Zauber der Täuschung hingegeben.

Endlich kam ich zu mir selbst. Ich begrüßte Alfred, den Sohn Alfreds und sah mit Staunen in sein Antlitz, das dem des Vaters so täuschend glich.

Alfred war früh gereift, darum gefiel er sich nicht in der Gesellschaft von Jünglingen seines Al-

ters. Immer ſah ich in ihm ſeinen Vater, und dieſe Täuſchung gab mir, ihm gegenüber, eine Befangenheit, die meiſt die Begleiterin werdender Liebe iſt — und doch reichte ein Blick in den Spiegel hin, mein Gefühl für ihn in das einer älteren, liebevollen Freundin zu verwandeln.

Eines Morgens fand ich auf meinem Arbeitstiſche folgendes Lied, das, obgleich unvollendet in der Form, mich doch lebhaft anzog, weil es den Worten ſo ähnlich iſt, die ſein Vater mir kurz vor ſeinem Tode ſagte:

Wenn ich Dir ſingen möcht' all' meine Lieder,
Und Du ſie ſagteſt, wenn Du ſie gehört,
Kehrten wie Grüße des Engels ſie wieder,
Machte Dein Ton ſie theuer und werth.
Wenn ich Dir ſingen möcht'!

Wenn ich Dir ſagen möcht' all' meine Bilder,
All' meine Schmerzen und Freuden zugleich.
Würden die bitterſten Qualen mir milder,
Würde an Himmelsglück zwiefach ich reich!
Wenn ich Dir ſagen möcht'!

Was ich auch immer mag denken und ſingen,
All' meinen Worten bleibt immer der Sinn,
Dürft' ich das Schönſte des Herzens Dir bringen,
Nähmſt Du es, ohn' es zu nennen, auch hin!
Wenn ich Dir ſagen möcht'!

Solche Lieder — ſprach Gotthardt — können vor dem Richterſtuhle der Kritik nicht beſtehen, aber

ich möchte auch keinen ſolchen Seufzer eines gequälten Herzens, das nur von Einem verſtanden ſein will, richten.

Die Gräfin ſagte: Ich reiſte nach Italien, ohne Alfred's Wiſſen, ich bildete mir ein, er liebe mich — und doch war es gewiß Täuſchung von Beiden, oder ein Wiederfinden aus ſeiner Kindheit. Als ich zurückkehrte nach Jahren, fand ich in ihm einen Freund, deſſen Neigung eine mehr kindliche zu nennen iſt, und was ich mir früher überredete, die Liebe jüngerer Männer zu weit älteren Frauen komme vom früheren Begegnen, wo Beide ſich mehr glichen, kommt mir nicht mehr in den Sinn. Aber dennoch ſeh' ich in ihm, wenn er ſo anders und ruhig unter den Menſchen ſteht, — den Wiedergekommenen.

Der Menſch iſt ein ſeltſames Geſchöpf, — ſagte Antonio — fähig, an einem Tage das Widerſprechendſte in ſich aufzunehmen und zu glauben. Noch heute früh ſprach ich eifrig für die ſelbſtſtändige Fortdauer jeder einzelnen Seele, und jetzt, verehrte Frau, hat mich Ihre Mittheilung geneigt gemacht, bedingungsweiſe an Seelenwanderung zu glauben.

Ich werde — rief lächelnd Gotthardt — von nun an alle Menſchenkinder genau betrachten, um zu erfahren, ob ich ſie irgendwo ſchon erblickt und in weſ-

ſen Antlitz dieſe oder jene Augen ſchon gewohnt haben mögen, ja ich will ſogar Portraits zuſammenſuchen und vergleichen, in wie fern ſich Wallenſtein und Napoleon, Aeſchylus und Schiller, Zeuxis und Raphael, Eckhof und Ludwig Devrient ähnlich ſind. Für Mozart finde ich keinen Anfang, wie für Beethoven nicht, und die Flammen dieſer Geiſter ziehen wohl nirgends mehr ein, ſondern behalten ihre Wohnung im „Don Juan" und in der „C moll Symphonie."

Wie ich mehrere Andere, unter dieſen Bellini und Mendelſohn-Bartholdy, einen Anfang nennen möchte: unſere Nachkommen erſt werden in Anderen Jener völlige Entwickelung ſehen.

Nur zergliedern ſie die Liebe nicht, — bat Eugenia — Sie nehmen ihr ſonſt allen Zauber.

Nicht doch! — verſetzte begütigend Antonio — das Zuſammengeſetzte muß man weder zergliedern, noch zu nahe betrachten, aber das Einfache, Erhabene bleibt, von allen Seiten betrachtet, daſſelbe. Liebe bleibt Liebe für jedes Volk, für jedes Jahrhundert, weil ſie es für jedes Herz iſt.

IV.

Imanuel.

1.

In einer der anmuthigſten Gegenden Mitteldeutſchlands, liegt das alte Kloſter H — . Hohe Berge ſchließen es ein, doch nicht ſo enge, um nicht üppigen Wieſen, wogenden Kornfeldern, einigen freundlichen Dörfern und einem ſchönen Schloſſe mit einem engliſchen Garten Raum im Thale zu gönnen.

Das Glöcklein läutete zur zweiten Meſſe, die wenigen Andächtigen, welche ſo früh ſchon an dem Gottesdienſte Theil zu nehmen pflegten, verließen die Kloſterkirche und verloren ſich unter der Menge, welche dem Tempel zuſtrömte oder blieben plaudernd bei Bekannten ſtehen. Faſt Alle waren Landleute, die Burſchen im Sonntagsſtaate, die Mädchen und Frauen mit Goldhäubchen geſchmückt, nur zwei hohe, tief verſchleierte Frauen zeichneten ſich durch Kleidung und Anſtand unter den Uebrigen aus.

Jeder wich ihnen aus, Keiner wagte zu grüßen, obgleich alle die Damen kannten; es war die Bewohnerin des nahen Schloſſes Felseck mit ihrer Nichte, dem jungen und ſchönen Fräulein von Felseck.

Als die Frauen ſich auf dem einſamen Wege zum Schloſſe befanden, lüftete die Baronin den Schleier und trocknete ſich die verweinten Augen.

„Wieder Thränen, theuerſte Tante," ſagte mit kindlicher Theilnahme das Mädchen, „der Morgen iſt ſo himmliſch klar, Geſundheit färbt wieder Ihre Wangen, Rudolph hat erſt geſtern geſchrieben: daß er in wenig Wochen von ſeinen Reiſen in Ihre Arme zurückkehren werde, Sie ſind ſo glücklich, den Armen auch thätig beiſtehen zu können — was kann meine gütige Mutter alſo betrüben?"

„Es giebt Leiden, welche die Jugend für unmöglich oder doch für leicht vergänglich hält", verſetzte ſeufzend Frau von Felseck — „ich habe nie zu den Glücklichen gehört, denen das Vergeſſen leicht wird — ach ich kann nie, niemals vergeſſen!"

Matt und von Thränen erſchöpft warf ſich die Weinende vor einem Heiligenbilde, welches am Wege ſtand, nieder, betete mit Inbrunſt, indem ſie ein Kügelchen des Roſenkranzes nach dem andern durch die

Finger gleiten ließ, und rief: „O Herr vergib mir meine große ſchwere Sünde!"

Veronika war ſcheu hinter einen Baum getreten, und betrachtete von da aus ängſtlich die geliebte Frau, welche ſie wohl faſt immer betrübt, aber nie ſo heftig geſehen hatte als heute.

Jetzt kam der Pater Franziskus des Wegs daher, er erkannte ſeine Beichttochter und ſagte, näher tretend, ohne Veronika zu bemerken: „Recht ſo, meine Tochter, ich ſehe Sie Buße thun und der reuige Sünder, der ſein Fleiſch kreuziget und ſeine Seele peiniget, um ſeiner Sünden willen, iſt Gott und den Heiligen wohlgefällig."

„Ach ehrwürdiger Herr," verſetzte die Baronin, indem ſie ſich erhob und dem Pater die Hand küßte, „ach mein Innerſtes kämpft einen ſchweren Kampf. Mein Gewiſſen wirft mir vor, daß ich hart, grauſam geweſen gegen ein, verzeiht hochehrwürdiger Herr, im Irrthume befangenes aber doch treues Herz; daß ich Milde hätte üben ſollen, daß ich ihn vielleicht in den Abgrund geſtürzt habe, durch den Abſcheu mit dem ich mich von ihm wandte. Die Kirche ſagt mir: daß ich Recht daran gethan, daß ich ihn von Stund an hätte haſſen, verabſcheuen ſollen, o ich denke oft, ich hätte mich dem Kloſter weihen ſollen, ich" —

Der Pater ſah die Frau ſcharf an und ſagte ſtrenge: und gilt Ihnen der Spruch der Kirche nicht mehr als die Einflüſterungen des Verſuchers, welcher von Ihnen bald Vernunft, bald Gewiſſen genannt wird? Meine Tochter, meine Tochter, die Vernunft iſt eine gefährliche Waffe in der Hand des Laien, ſie mordet endlich ſein Seelenheil. Sie mußten jenen verführeriſchen Satan fliehen, der in der Geſtalt eines ſchönen Mannes Sie umſtricken wollte; ſie mußten ſich mit dem Manne verbinden, den Ihre Aeltern Ihnen zum Gatten beſtimmten; das Kloſter aber ſteht Ihnen noch offen, und Sie thun wohl, allem Prunke zu entſagen und dafür Seelenmeſſen leſen zu laſſen."

„Mein Sohn" — erinnerte ſchüchtern die Baronin.

„Ja, Ihren Sohn hätten Sie, ſtatt in der Fremde gefährliche Ideen einſaugen zu laſſen, dem Kloſter weihen ſollen, dieß war Ihre Buße, die beſte Buße für Ihre Vergehungen."

„Ich habe nur den Einen noch und ſollte mich für immer von ihm trennen? Nein, hochehrwürdiger Herr, das vermochte ich nicht; mein Rudolph iſt ein guter, frommer Menſch, ich liebe ihn über Alles!"

„Und der Andre?' ſagte der Mönch ſcharf, „der ngetaufte, von deſſen Daſein Ihr Gemahl nichts ahnte, r ſpurlos verſchwand, um niemals aufgefunden zu erden, deſſen Verſchwinden die ſichtbare Strafe des immels für Ihre That —"

„Haltet ein!" rief die Gepeinigte, und hielt ſich ampfhaft am Poſtamente des Heiligenbildes feſt, der ater aber ſprach, indem er ſich dem Kloſter zuwandte: Meine Tochter, rotten Sie die ſündhaften Gedanken us, beten Sie täglich ſechs Roſenkränze mehr, faſten ie auch den Sonnabend, und ſenden Sie, was Sie Putz und Tand verwenden wollen, zu Ausübung uter Werke der Kirche."

Er reichte ihr die Hand, Euphemia drückte ſie rfurchtsvoll an die Lippen und kniete dann wieder vor em Heiligenbilde hin. Nach einigen Minuten erhob e ſich, und ſchritt, in tiefes Sinnen verloren, dem Schloſſe zu.

Veronika folgte langſam und leiſe der Tante, und og ſich, auf dem Schloſſe angelangt, in ihr Zimmer urück.

2.

Seit jener Scene, bei welcher Veronika eine un- eſehene, unfreiwillige Zeugin geweſen, war ſie ſtiller in

ihrem Weſen, ſcheuer gegen die Tante, welcher ſonſt ihr ganzes Herz offen ſtand. Sie liebte die Tante, bei welcher ſie ſeit dem Tode ihrer Aeltern lebte, unbeſchreiblich; es war ihr höchſtes Glück, die Liebe der gütigen Frau in demſelben Maße zu beſitzen, ſie hing mit Innigkeit an Rudolph, und ſah mit zufriednem Herzen dem Augenblicke entgegen, welcher ſie auf ewig mit dem lieben Verwandten verbinden ſollte. Es beglückte ſie, den heißeſten Wunſch ihrer Pflegemutter zu erfüllen und Rudolphs Gattin zu werden. Wie eine Heilige hatte ſie bisher die wohlthätige, tugendhafte Tante verehrt; obgleich ſie oft die Reue über deren Sünden, die Veronika für kleine Schwächen hielt, eben ſo wenig billigte, als die Demuth vor den Prieſtern ihrer Kirche.

Jetzt mußte ſie fürchten, nicht nur Schwächen, ſondern Verbrechen belaſteten die Seele der Tante, und ihr junges, unſchuldiges Herz zog ſich vor dem Blicke der Sünderin zuſammen. Nie hatte ſie ein ſtrafbares Verhältniß Euphemiens, nie das Daſein eines zweiten Sohnes, deſſen Geburt ſelbſt ihrem verſtorbenen Oheime verborgen geweſen, geahnet.

Die Jugend, noch unbekannt mit den Verführungen des Lebens, mit den Verhältniſſen, welche ſo leicht den Beſten anfechten, richtet mit furchtbarer Strenge und hält das Daſein von Vergehungen für unmöglich,

die das Alter begreift und milder beurtheilt, weil es in der Milde Entſchuldigung für ſich ſelbſt findet.

Deshalb wandte ſich Veronika entſchieden von der bisher Verehrten ab, vermied mit ihr allein zu ſein, zog ſich, Arbeiten vorſchützend, in ihr Zimmer zurück und fragte nie mehr nach der Stimmung der Baronin. Sie ſchwieg gegen Jedermann, aber ihr Herz brach unter der Laſt des Schmerzes, es drückte ſie nieder, kalt und verſteckt gegen die noch immer geliebte Frau zu ſein; ihr Frohſinn und ihre Geſundheit ſchwanden zu gleicher Zeit, und endlich bemerkte auch die, ganz in Buße und Reue verſunkene Euphemia, Veronika's Umwandlung.

Sie forſchte liebevoll nach der Urſache dieſer, ihr unerklärlichen Veränderung ihrer Nichte, ſie ließ den berühmteſten Arzt aus der Hauptſtadt holen, er zuckte die Achſeln und ſchwieg. Veronika waren dieſe Beweiſe von mütterlicher Theilnahme drückend, ſeitdem ſie die Tante nicht mehr hochachtete und ehrte.

Eines Abends ſaß Veronika, dem Wunſche der Tante gemäß, in ihrem Zimmer mit einer leichten Handarbeit beſchäftigt. Die Luft war drückend heiß, das ernſte Geſpräch ſtockte, endlich ſchwiegen beide Frauen und horchten auf das Rollen des immer näherkommenden Donners. Nach und nach entfernten ſich

die Donnerſchläge, der Regen ſtrömte erquickend herab, Euphemia öffnete das Fenſter, und ſagte ſanft: „Veronika, mein liebes Kind, willſt Du noch immer Dein Herz Deiner treueſten Freundin nicht aufſchließen?“ „Du thuſt mir weh, mein Kind — doch wird man nicht oft an ſich ſelbſt, ach an dem Heiligſten irre! Aus der Unſchuld Munde ſoll die Wahrheit kommen, vielleicht richteſt Du mich milder als mein Beichtiger, höre mich!“

Veronika zitterte in Furcht, das Entſetzlichſte zu hören, ſie verhüllte ihr Geſicht mit den Händen, und die Baronin begann: „Ich war einſt jung, unbefangen und ſchön wie Du, nur lebhafter, leidenſchaftlicher! Ich war einer Liebe fähig, von welcher Du zu Deinem Glücke keine Ahnung haſt. Meine Aeltern wünſchten mir eine gute Erziehung zu geben, ich kam in die Hauptſtadt zu Verwandten, und lernte Alles, was ein Mädchen meines Standes vor dreißig Jahren brauchte, um zu glänzen. Ich lernte auch Nützliches aus freiem Triebe und mein bewegtes Gemüth war mein natürlicher Schutz vor der Flachheit und Alltäglichkeit, welche ſich mit der Penſionserziehung verbinden, um die Tugenden unſers Geſchlechtes zu beherrſchen.

Vielleicht wäre ich nicht frei von Eitelkeit und Thorheit geblieben, wenn ſich nicht die Liebe meines

ganzen Wesens bemächtigt hätte. Meine erste, meine einzige Liebe war einem jungen, schönen Manne gewidmet, der mich anbetete. Ein Jahr lang sah ich ihn fast täglich, denn er war in allen den Cirkeln, die ich besuchte, und auch im Hause meiner Verwandten eingeführt.

Er war sehr reich, aber nicht von Adel; obgleich nun der Unterschied zwischen Adel und Bürger vor dreißig Jahren noch bedeutend gemacht wurde, Niemand ließ es ihm, den ich niemals nennen werde, fühlen. Sein feiner Anstand, die Hoheit seines Benehmens, und vor Allem sein Genie, dem sich bewußt oder unbewußt doch Alles beugt, verschafften ihm überall glänzende Siege, man betrachtete ihn als einen Mann von hoher Geburt.

Meinen Aeltern war diese Neigung kein Geheimniß; sie waren arm, hatten nur Gutes und Schönes von ihm gehört; sie billigten unser Verhältniß! — Nach einer Pause sagte die Erschütterte: da entdeckte es sich eines Tages, er gestand es mir selbst, daß er —

„verheirathet!" fiel Veronika ein.

„O Entsetzlicheres!"

„Daß er ein Verbrecher, ein Mörder?"

„O, den Verbrecher wäscht das Blut Christi rein." — Röthe und Blässe wechselte auf dem Antlitz

der Baronin — „genug, wir waren getrennt, mit Abscheu wandte ich mich von ihm ab. „Elender!" rief ich ihm zu, „wagen Sie es nicht, mich noch zu lieben, fliehen Sie den Ort, den Ihre Nähe verpestet; Sie haben mich schändlich betrogen."

„Euphemia!" rief er flehend, und streckte mir die Arme entgegen: „Euphemia, hast Du mich nie geliebt, nie mein Herz verstanden, galt der Mensch Dir nichts?" Er faßte meine Hand, ich riß sie aus der seinen, ungestüm zog ich den engen Reif — sein Geschenk — vom Finger, bis der Finger blutete."

„Fort! fort!" rief ich — „Blut!" sagte er bitter.

„Ich sah auf in eine blutende Hand, in sein marmorbleiches Gesicht, daß nur durch zwei große, blutige Thränen, die über die Wangen rollten, eine schauerliche Farbe erhielt. Mein Herz klopfte ungestüm — er war verschwunden. Wie zerbrochen schlich ich der Kirche zu — das Abendmal sollte eben gefeiert werden, ich kniete nieder und beichtete, der Priester versagte mir die Absolution, weil ich ihn geliebt!

Gehorsam und strenge Bußübungen legte mir der Geistliche auf, ich übte sie treulich. Meine Aeltern nahmen mich zurück. Willenlos und ergeben vermählte ich mich nach einiger Zeit mit dem Baron Felseck.

Ich war des kränklichen Felsecks Pflegerin, ich

chtete ihn, ſeine Liebe konnte ich nie erwidern. Mein eben war lange farblos; die Hoffnung Mutter zu erden, gab ihm wieder neues Licht. Während mein Gemahl mit dem größten Theile der Dienerſchaft in nem entfernten Badeorte lebte, um ſeine völlige Geeſung zu befördern, gebar ich Zwillingsknaben. Niemand war um mich, als die treue Hebamme, eine Wärerin und meine Kammerfrau. Sie hörten mein Gelübde, den Einen meiner Söhne dem Kloſter zu weihen; r trug meine Züge, meine Augen, Rudolph glich Felseck. Einige Stunden nach ihrer Geburt, als ich eicht entſchlummert war, die Wärterin an meinem Bette ebenfalls in Schlaf verſunken, befällt mich Todesangſt; es iſt mir als drücke eine eiſerne Fauſt mein Herz zuſammen ich will mich rühren und vermag es nicht, ich will ſchreien, kein Laut ringt ſich aus dem heißen Munde. Ich ſehe eine dunkle Geſtalt um die Wiege weben, in welcher meine Kleinen friedlich ſchlummern. Endlich fühl' ich wieder Regung in mir, ich richte mich auf, rufe die Wärterin — die Nachtluft dringt durch das geöffnete Fenſter, eins meiner Kinder, mein Ebenbild, fehlt."

Der Schreck gab mir Rieſenkräfte, ich ſpringe auf und ſtürze durch die Zimmer, bis ich umſinke. Nach allen Richtungen gehen Boten aus, ich hoffe und bete, ver-

gebens. Eine Stunde entflieht nach der andern, und keine bringt mir mein Kind zurück.

„Rudolph wurde getauft. Der Prieſter, welcher ihn taufte, war mein Beichtiger aus der Reſidenz und ſeit einiger Zeit in das Kloſter H. verſetzt. Er ſprach von der Strafe des Himmels für meine ſündliche Liebe, er befahl mir, meinen Sohn dem Kloſter zu geloben; aber der Kleine lächelte mich ſo ſüß und fröhlich an, daß ich mich nicht entſchließen konnte, ihn durch ein Gelübde von mir, auf immer von den Freuden der Welt, von dem Glücke der Liebe zu trennen. Ich habe auch ſpäter allen Ermahnungen dieſer Art, ſie mochten meinen Sohn oder mich betreffen, aus Liebe zu ihm Widerſtand geleiſtet. Mein Gemahl kehrte, zum Tode erkrankt, zurück. Den einen Sohn lege ich in ſeine Arme, daß er ihn ſegne, die Geburt des andern verſchweig ich ihm, um ihm durch die Nachricht von dem Verſchwinden deſſelben nicht ſeine letzten Lebenstage zu trüben.

„Mein Gatte ſtarb, meine Aeltern folgten ihm bald. Rudolph war das einzige Weſen, an dem ich mit unausſprechlicher Liebe hing, das einzige, welches mir das Leben lieb machte.

„Mit Schmerz gedachte ich täglich des geraubten Kindes, das keine Nachforſchung zurückbrachte. Wenn

ch den ſich immer lieblicher entwickelnden Rudolph an
mein Herz ſchloß, dachte ich zugleich mit Beſorgniß an
mein anderes Kind; wenn ihn ein Spielzeug, eine
ſchöne Frucht erfreute, fragte ich bang: verkümmert
icht vielleicht mein zweiter Sohn unter dem Drucke
er Armuth? Ein theures Weſen todt wiſſen, hat bei
llem Schmerze viel Beruhigendes, preiſen wir die
Todten doch glücklich! Aber ungewiß über das Leben
nes Kindes zu ſein, es ſich in Mangel und Elend,
epeiniget oder verwahrloſet zu denken, das iſt ein
Schmerz, welcher an jeder Faſer des Herzens reißt.

Du weißt, wie innig ich Rudolph liebe, wie theuer
Du mir biſt, ich ſah Eure aufkeimende Liebe; ſie würde
mich unendlich glücklich machen, wenn nicht zwei
ſchwarze Geſtalten einen tiefen Schatten auf mein
eben würfen: die Geſtalt meines Kindes, die des
inſt ſo geliebten, jetzt ſo verabſcheuten Mannes. Ach,
nd wie drückt mich der Zorn der Kirche, den mir des
Prieſters Mund immer und immer verkündet!

Laut ſchluchzend verhüllte die Baronin ihr Antlitz.

„Gott iſt die Liebe! zu ihm nur wenden
Sie ſich," ſagte Veronika, und küßte liebkoſend die
alten Hände der gütigen Frau, zu welcher ſich wieder
ihr ganzes Herz wandte.

„Tante, liebe Tante!" fuhr ſie ernſthaft fort,

„mit Schmerz haben wir, Rudolph und ich, geſehen, daß Prieſterwort von jener zu viel Macht auf Sie ausübte; den Schmerz und den Verluſt des Sohnes begreife ich, warum Sie aber ſich über Ihre Liebe ſo peinigen, nicht! Sei der Gegenſtand Ihrer Liebe der Unwürdigſte, ſei er ein Verbrecher geweſen, Ihnen war es unbekannt. Sie glaubten nur den Edlen in ihm zu lieben, Sie riſſen ſich los, als er in ſeiner wahren Geſtalt vor Sie trat. O, nur auf den, der uns täuſcht, fällt die Schmach, nicht auf den ſchuldlos Getäuſchten! Was auch der Prieſter ſagen mag, hier ſpricht lauter die Stimme der Vernunft!"

„Deine unſelige Freigeiſterei bekümmert mich ſtatt mich zu tröſten!" ſeufzte die befangene Euphemia.

Sie wandte ſich von der Nichte ab und nahm ein Andachtsbuch zur Hand; das Mädchen entfernte ſich mit einem mitleidigen Blicke auf die ſonſt ſo geiſtreiche, aber in dem Einen ſo ſchwache Frau.

3.

Einige Tage nach jener Unterredung rollte ein bepackter Reiſewagen in den Hof; wenig Augenblicke ſpäter lag Rudolph an dem Herzen der Mutter, welche nicht aufhören konnte, den Liebling ihrer Seele mit Thränen und Küſſen zu bedecken.

Endlich gewahrte sie einen jungen, hochgestalteten
nn, welcher am Eingange des Zimmers stehn ge-
en war, um das glückliche Wiedersehen zwischen
tter und Sohn nicht zu stören. Der Schimmer
Vollmondes, welcher durch das Fenster drang, ver-
te sein blasses, edles Gesicht; aus seinen großen,
en Augen sprachen die Geister hoher Liebe und in-
r Wehmuth, sein ganzes Wesen und sein Aeußeres
nen zu sagen: ich bin nicht von dieser Welt.

Rudolph wandte sich jetzt zu ihm hin, und ihn zu
Mutter führend, sprach er herzlich: „Imanuel, mein
ter, mein Freund, der gute Genius meines Lebens;
hat mich dem Strome entrissen, der mich zu begra-
drohte, er hat als Arzt den Fieberkranken gerettet,
at mir, indem er mir sein Innres erschloß, alle
llen des Wissens, ja das Herrlichste eröffnet, ich
ihn wie meinen Engel."

Euphemia zog den Jüngling an ihr Herz, ihre
ke dankten ihm, sie ward nicht müde, ihn zu be-
ten. Veronika, welche im Kloster gewesen war,
in das Zimmer. Wie liebende Geschwister be-
ten sie und Rudolph sich, als Imanuel die Hand
Fräuleins küssen wollte, beugte sie sich ehrerbietig
tief vor ihm, dessen Hoheit ihr Demuth gebot
sie niederzudrücken.

Imanuel hatte den Bitten ſeines Freundes nachgegeben, und das für den Arzt vorzüglich intereſſante Wien verlaſſen, um ihn in ſeine Heimath zu begleiten. Rudolphs Liebe, ſeine eigne Neigung zu ihm, die mütterliche Zärtlichkeit der Baronin, Veronika's zartes Wohlwollen und die Reize der Gegend feſſelten ihn.

Die Umgebungen des Schloſſes waren reich an romantiſchen Höhen, lieblichen Thälern und alten intereſſanten Ruinen; ſie beſaßen für den Naturforſcher einen Schatz von ſeltenen Steinen, Mooſen und Käfern. Imanuel liebte die Natur und belauſchte ihre geheimſten Regungen, Rudolph begleitete ihn, anfangs aus Liebe zu dem Freunde, ſpäter aus Neigung zur Wiſſenſchaft. Veronika und ſogar die Baronin ſchloſſen ſich endlich den beiden Wanderern an und lernten ſpielend ſo viel, daß ſie immer lehrbegieriger wurden.

Sonſt klagte die Baronin nicht ſelten über Kopfweh, ließ die gewählteſten Speiſen unberühret, ſie ſaß den größten Theil des Tages mit Andachtsübungen beſchäftigt in ihrem Zimmer; jetzt befand ſie ſich wohler als je, der Genuß der friſchen Luft würzte das einfache Mahl, welches ſich die Wandernden in einem Bauernhauſe bereiten ließen, ſie vergaß aus todten Büchern zu beten, und doch rief ſie inniger und öfter als ſonſt, wenn ſie einen grünen Hain durchwandelte oder

Imanuel ihr einen seltenen Stein zeigte: „wie groß ist Gott!“

„Man sollte nur alle Menschen recht mit den Schätzen und Mannichfaltigkeiten der Natur bekannt machen, sie würden duldsamer werden,“ sagte eines Tages Imanuel; „das Verschiedenartigste in der Natur besteht nebeneinander und durcheinander, ja oft nur durch seine Verschiedenheit von dem Andern. Es giebt nichts Verschiedeneres als die Elemente, und die Erde würde sich auflösen, sobald nur das Eine fehlte, und der schwache Mensch schilt und verfolgt seinen Bruder, um einer verschiedenen Religionsansicht willen, und endlich kommen doch alle Religionen in dem Glauben an ein erhabenes, unsichtbares Wesen zusammen, wie alle Naturkräfte von einem Hauche, den wir Leben nennen, durchströmt sind, sollen sie wirken und sein.“

Die Baronin schwieg, aber sie schüttelte leise den Kopf, ja eine hohe Röthe des Unmuths überzog ihre Wangen, als sie gewahrte, wie Rudolph den Freund an das Herz drückte, und Veronika in schöner Bewegung Imanuel die Hand reichte.

Sie hatte des Nachmittags eine lange, geheime Unterredung mit dem Pater Franziskus, welcher sie jeden Feiertag zu besuchen pflegte. Von nun an nahm

ſie nicht mehr an den Wanderungen Theil, unterſagte ſie auch ihrer Nichte und bat Rudolph ſo rührend, ſie zu unterlaſſen, daß er der geliebten Mutter das Opfer brachte. Imanuel wandelte nun allein in der Gegend umher und war oft den ganzen Tag über nicht zu ſehen. Blieb er länger aus, als die Baronin es geglaubt hatte, ſo ſandte ſie nach allen Richtungen Boten aus, ihn zu ſuchen; kehrte er heim, ſo empfing ſie ihn mit mütterlicher Liebe und mütterlichen Vorwürfen und er überzeugte ſich täglich mehr, daß ſie ihn, ungeachtet ihres ſcheuen, zurückhaltenden Weſens, noch eben ſo liebe als früher.

Oft, wenn ihre großen, blauen Augen bittend und vorwurfsvoll auf ihm ruhten, wollte er ſie um ihr Geheimniß befragen; aber ein gewiſſes Etwas, von dem er ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben wußte, hielt ihn davon ab.

Pater Franziskus machte jetzt ſehr oft Beſuche bei der Baronin. Er ſprach ſehr deutlich von läſtigen Gäſten, von Verderben bringenden Freigeiſtern, von zudringlichen Menſchen; ſo daß ſogar die Baronin ihren Unwillen darüber nicht ganz unterdrückte und Rudolph ihn ernſthaft erſuchte, ſich um ſeine Gäſte nicht im Geringſten zu bekümmern.

Der Pater ſchwieg grämlich, in Rudolphs Ge-

genwart war er kalt höflich, doch in Anweſenheit der Frauen wagte er es einſt, in Imanuel zu dringen, doch nächſtens bei ihm zur Beichte zu gehen. Er würde vielleicht mehr geſprochen haben, aber ein Blick voll Ruhe und Hoheit aus Imanuels Augen brachte ihn ſo außer Faſſung, daß er ſogleich unter einem Vorwande das Zimmer verließ. Die Baronin ſeufzte, Veronika lächelte, Imanuel ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte eine Sonate von Beethoven.

Er ſprach davon, Felseck zu verlaſſen, um zu ſeinem Vater, den er mehrere Jahre nicht geſehen hatte, zurück zu kehren. Er liebte ihn mit ganzer Seele und ſchrieb ihm wöchentlich, obgleich er ſelten Briefe von dem Vater empfing.

Rudolph bat Imanuel ſo dringend, nur noch einige Wochen zu verweilen, daß Imanuel ihm dieſe Bitte nicht verſagen konnte.

Der herannahende Winter hielt ihn im Zimmer feſt, den Tag über lebte er ſeinen Studien, aber Abends fand er ſich in dem Zimmer der Baronin ein, Muſik und intereſſante Geſpräche verkürzten den Abend und Jedem ſchlug die Trennungsſtunde zu früh.

Imanuel konnte aus ſeinem Fenſter Veronika's Zimmer ſehen. Wenn ſie ſich Abends getrennt hatten,

öffnete Veronika noch einmal ihr Fenster und ſchaute hinaus in die kalte Nachtluft und Immanuel öffnete gleichzeitig das ſeine, aber Keins wagte es, das Andre anzureden und ſtill traurig ſchloſſen ſie wieder die Fenſter und die Herzen.

4.

Der Weihnachtsabend erſchien, die Baronin, Rudolph und Veronika hatten ſich ſchon längſt auf das ſchönſte Feſt in der Chriſtenheit gefreut, Rudolph hatte für ſeinen Freund werthvolle Bücher verſchrieben, Frau von Felseck und Veronika ihm eine ſchöne Stickerei gefertigt und mit einer Freude, als wolle ſie einem kleinen Kinde beſcheeren, behing das Mädchen einen hohen Tannenbaum für Immanuel mit vergoldeten Früchten und ſilbernen Sternen und beſteckte ihn mit bunten Kerzen.

Kaum war es dunkel genug, um Licht anzuzünden, ſo eilten die Frauen in den großen Saal, die Tafel zu ſchmücken. Lächelnd holte Veronika Rudolph in den Saal und dann Immanuel, der erröthend da ſtand und dann mit herzlichem Danke die freundlichen Gaben nahm.

„Ich kann keinen Augenblick länger ſäumen, Ihre Freude zu erhöhen, obgleich nun unſre Gaben, ſo viele gute Wünſche ſie auch begleiteten, neben

dieſer einzigen zu Schatten verſchwinden werden,“ ſagte Veronika und reichte Imanuel einen Brief.

„Meines Vaters Schriftzüge!“ rief er aus und erbrach ihn ſchnell. Seine Freunde zogen ſich zurück, aber ſie bemerkten die Verwundetung, ja Verklärung, die ſeinen Zügen einen ungewöhnlichen Ausdruck gab.

„O mein Gott!“ ſprach er mit zitternder Stimme, „ſo viel des Glückes an einem Tage — edle, verehrte Frau, kein Fremdling bin ich für Sie, hier ſteht es geſchrieben von der Hand meines wahrhaften Vaters, Du biſt meine Mutter, ich bin Dein Sohn!“

Imanuel ſank zu den Füßen Euphemiens, welche, ihrem Herzen folgend, ihn innig in die Arme ſchloß, mit Thränen und Küſſen weihte und, indem ſie mit dem rechten Arme Imanuel an ſich drückte, den andern Rudolph entgegen breitete.

Nachdem der erſte Freudenſturm vorüber war, und Mutter und Sohn Hand in Hand nebeneinander ſaßen, nahm der glückliche, ruhigere Rudolph den Brief und las:

„„Mein theurer Imanuel!

Du ſchreibſt mir ſo viel von der aufrichtigen Freundſchaft Deines Rudolphs, ſo viel von der innigen Neigung der Frau von Felseck, Du biſt über-

zeugt, daß nichts als Dein eigner Unwerth Dir ihre Liebe rauben könnte, daß ich nicht länger mit der Entdeckung zögere: Du bist ihr Sohn!

Ich würde Dich selbst in ihre Arme geführet haben, die Vorsehung kam mir zuvor, sie ließ Dich Deines Bruders Retter, ihn Deinen Freund werden.

Als Kind bist Du Deiner Mutter geraubt worden und zu mir gekommen. Um Mitternacht wurdest Du, kaum einige Stunden alt, Deiner Mutter entrissen. Deine der Mutter ähnlichen Züge und ein kleines Mahl, welches auch sie trägt, endlich mein heiliges Wort und die Wäsche, in welche Du eingehüllt warst, sind meine Beweise. Sobald ich Dich sehe und unser Wiedersehn ist nicht fern — das Nähere.""

„Es ist kein Zweifel, sagte Frau von Felseck", mögen Freigeister die Stimme der Natur verspotten, ich vernehme ihren Ton!

„O!" sprach Imanuel, „wie ist Alles so schön um mich her und wie fühle ich mich glücklich. Niemals hat mir der Weihnachtsbaum gestrahlt und das Fest, welches ich so freundlich finde, weil es dem Kinde einen holdseligen Nachschimmer über das ganze Leben breitet, bringt mir nun die Mutter, den Bruder und in Veronika die Schwester! Heute empfind' ich

den Jubel eines Volkes, ja die Feier des Gedächtniſſes eines von Tauſenden Geehrten, hat für jedes fühlende Herz etwas Erhebendes!"

Das feierliche Geläute der Glocken des Kloſters ſchallte durch die friſche, bewegte Luft; ſie riefen zu den Chriſtmetten.

„O mein Sohn!" ſprach die Frau mit rührender, milder Stimme zu Imanuel, „niemals habe ich nach Deinen Geſinnungen geforſcht, heute fragt Dich die Mutter: Mein Kind willſt Du nicht mit uns den Chriſtmetten andächtig beiwohnen?"

Imanuel faßte die Hand der Mutter und erwiderte: „Ich liebe überall den Menſchen, ich ſchreibe der Verblendung und Erziehung nicht zu, was von Andersdenkenden, dem Andern geſchieht, aber Dein Feſt o gute Mutter kann ich in Deinem Sinne nicht mit feiern, denn obgleich mit der Chriſtuslehre bekannt, bin ich doch nach Geſetzen der moſaiſchen Religion erzogen."

Frau von Felseck war zur Leiche erblichen. „Du ein Jude! — mein Sohn! — hinweg!" ſtammelte ſie, und winkte abwehrend mit der Hand.

Imanuel entfernte ſich ſchmerzlich ergriffen, aber nicht gedemüthigt oder niedergebeugt.

5.

Mitternacht war vorüber, alle Lampen und Christbäume, welche noch vor wenig Stunden von jubelnden Kindern und glücklichen Aeltern umschwärmt worden, waren verlöscht; in den Hütten und Häusern der Dorfbewohner war es still, aber im Schlosse schwebten Lichter hin und her, getragen von seinen unruhigen, bekümmerten Bewohnern.

In ihrem Zimmer lag Euphemia in Thränen aufgelöst, mit tödtlich verwundetem Herzen, und rang verzweiflungsvoll die Hände, an ihrem Lager stand der Pater Franziskus, welcher schnell herbeigeholt worden war, und forderte mit Heftigkeit, daß die Baronin, Imanuel nicht eher die mütterlichen Arme öffnen solle, als bis er seine Irrthümer abgeschworen habe in die Hände eines Priesters der allein seligmachenden Kirche.

Unruhig ging Rudolph von der Mutter zu Imanuel und von diesem, der schmerzlich verletzt in seinem Gemache weilte, zur Mutter zurück. Endlich ward Imanuel zu seiner Mutter berufen.

„Du hast mich unendlich gekränkt," redete sie ihn an, „aber Alles sei vergeben, ja vergessen, wenn Du was Dir zu thun obliegt, schnell thust. Dieser ehrwürdige Priester wird Dich morgen taufen und Dein

Glaubensbekenntniß hören — dann ſollſt Du wieder mein Sohn ſein, eher nicht!"

„Mutter!" ſprach Imanuel und richtete ſich ſtolz empor, „ich glaube, Sie haben mir weder etwas zu verzeihen, noch zu vergeſſen. Es wäre vielleicht beſſer, wenn wir in Allem übereinſtimmten, doch in der Hauptſache ſind wir Eins. Wir glauben Beide an Gott, Tugend, Unſterblichkeit! Mein Pflegevater hat den Menſchen in mir erhalten und veredelt; und die Lehren meiner Religion reichen für das ganze Leben hin, um bei ihrer Befolgung glücklich und tugendhaft zu ſein. Ich bin frei von dem Wahne des finſtern Judenthums, welcher in Gott auch ein zürnendes Weſen ſieht, welcher meint, es gebe nur einen Gott der Juden, ich bin frei von dem Judenſtolz und haſſe den Andersglaubenden nicht, ich liebe ſtets den Menſchen! Und darum iſt mir der Stolz der Chriſten, die ſich für die Auserwählten halten, unerträglich, ich glaube an die Wunder nicht, ich ehre in Chriſtus den erhabenſten Menſchen! Ich ſehe weder Nothwendigkeit noch Pflicht, mich zu irgend einer Secte zu bekennen, und ſomit unter die Geſetze der Prieſter zu beugen. Ich vereine die weiſen Lehren Moſis mit den erhabenen Chriſti's in meinem Geiſte, und laſſe ſie meine Leitſterne ſein — ſchwören was ich nicht glaube, nicht glauben kann,

was die Prieſter nur wollen — ich kann ich werde es nicht!"

Die Baronin ſah ihn finſter an, Imanuel fuhr mit erhöhter Wärme fort: gilt es Ihnen nichts meine Mutter, daß Gott mich als Embrio an ihr Herz legte, daß in meinen Adern Ihr Blut ſtrömt, wollen Sie die Bande der Natur geringer achten, als die Worte des Beichtigers? O dann haben nicht ich, ſondern Sie, Sie ſelbſt ſich Ihr ſchönſtes Glück zerſtört!"

Er ſah mit unbeſchreiblicher Milde auf ſie, ſie ſtreckte die Hand nach ihm aus, zog ſie aber, von einem ſtrengen Blicke des Paters getroffen, ſogleich zurück.

Imanuel ſeufzte tief und ging auf ihr Geheiß nach ſeinem Zimmer.

Der Pater ſagte nicht ohne Bewegung: Ihr Schmerz wird auch von mir empfunden, auch ich leide; aber wo es Gottes Ehre und die Seligkeit einer Seele gilt, muß man ſich ſelbſt nicht ſchonen, man muß den Pfeil noch tiefer in das Herz drücken. Waffnen Sie ſich mit Strenge, Sie haben Gott Rechenſchaft zu geben. Ich habe Ihnen ſchon Alles vorgeſtellt und wanke und weiche nicht von meiner Amtspflicht, ich will kein ſchwankendes Rohr ſein, ſondern ein Fels der Kirche!" —

6.

Tief bewegt und bekümmert über die Härte der Mutter, saß Imanuel, den Kopf in die Hände gestützt in seinem Gemache, das nur von Schnee und Mondlicht erhellt wurde; er hatte, gedankenvoll, die Lampe verlöschen lassen.

Schmerzlich empfand er den Druck des Vorurtheils, er liebte seine Mutter, aber sein reiner Sinn verachtete die Heuchelei, sein Stolz erwachte lebendiger als je, sie sollte den Sohn, den Menschen in ihm lieben. Und Veronika? — Er hatte sie seit dem Augenblicke, wo er sein Glaubensbekenntniß abgelegt, nicht wieder gesehen. Die Glocke schlug vier Uhr und noch hatte der Schlaf seine Augen nicht geschlossen. Wie sie wohl mein gedenken mag? dachte er und fügte schmerzlich hinzu: Veronika, die katholische Christin des einzigen, geliebten Bruders Braut und sein höchstes Gut!"

Ein leises Geräusch störte ihn aus seinen Gedanken auf, Veronika stand vor ihm. Sie wollte sprechen und vermocht' es nicht, ihr Mund versuchte zu lächeln, aber Thränen strömten aus ihren Augen, sie faßte innig Imanuels Hand, lehnte ihr Haupt an seine Schulter und weinte, endlich sagte sie leise „Was haben Sie beschlossen, Imanuel?"

„„Um keinen Preis ein Heuchler zu werden. Ich verlasse die Gegend, es ist besser. Den Entfernten wird der Segen und die Liebe der Mutter begleiten, der Entfernte erscheint im schönern Lichte, und Entfernung, die jede Liebe reiner macht, bringt auch die Herzen näher zusammen!““

„Du willst uns verlassen?“ rief Veronika im Tone des tiefsten Seelenschmerzes, „ach, was wird dann aus mir werden?“

Imanuel sah sie freundlich an und sagte, seine innere Bewegung mühsam verbergend: Du Veronika wirst glücklich werden. Die Mutter liebt Sie, Sie können ihr vergelten, indem Sie ihren Lieblingswunsch erfüllen und Rudolph die Hand reichen. Mein Bruder sieht in Ihnen sein höchstes Glück, Ihr Verlust würde auf sein ganzes Leben traurigen Einfluß haben. Beglücken ist der Beruf und darum das Glück der Frauen und nun liebe Schwester, der Arzt räth Ihnen, suchen Sie zu schlummern.“

Veronika reichte ihm ihre Hand und verließ stumm das Gemach. Er horchte noch lange auf ihre immer mehr verhallenden Tritte und barg dann sein thränenvolles Auge in die Hand.

7.

Am andern Tage hatte ſich Euphemia körperlich erholt, ſie weilte, als der Abend hereinbrach, allein in ihrem Gemache. Die Kerzen waren herabgebrannt, ohne daß ſie es bemerkt hatte. Imanuel war den ganzen Tag für Alle unſichtbar geweſen, Rudolph ſtreifte in der Gegend umher, Ruhe zu finden, Veronika weinte um Imanuel, ſie weinte ihrer Liebe, ihren von ihm begrabenen Hoffnungen nach.

Schritte weckten ſie aus ihren Träumen, ein nicht mehr junger aber noch immer ſchöner, edelgeſtalteter Mann ſtand vor ihr und wünſchte die Baronin zu ſprechen. Zerſtreut, ohne nach ſeinem Namen zu fragen, öffnete Veronika die nahe Tapetenthüre und der Fremde trat in Euphemiens Zimmer.

Lange ſtand er ſchweigend vor der Frau, die er ſo unendlich geliebt, ſo unendlich gehaßt hatte und doch nur gehaßt, weil er ſie liebte.

Jetzt traf ihr Blick ſein Auge, „Iſidor!“ rief ſie aus und trat entſetzt zurück.

Er blieb ruhig ſtehen und ſagte: Euphemia, wir haben uns lange nicht geſehen, aber ich glaube dennoch nicht vergeſſen. Jahre und Leiden haben unſere Hüllen verändert und doch haben wir uns ſogleich erkannt. Euphemia Ihr, und wahrlich durch Lieb'

und Treue mein Sohn, Immanuel iſt hier. Euphemia, bin ich Ihnen noch der gehaßte, verachtete Jude?

„Sie zerreißen mir das Herz!“ ſchluchzte ſie.

„O!“ rief er bewegt, „keine Sprache ſchildert, kein Schmerz der Seele kann einem andern Liebenden ſagen, was ich litt in jener Stunde, als Sie mich von ſich ſtießen, mit Furcht, mit Abſcheu! Euphemia, ich habe Dich damals nicht gehaßt, doch bitterer beweint, als mich ſelbſt! Ich floh umher ohne Frieden, ohne Glück. Erſt als ich Deine Vermählung erfuhr, haßte ich Dich oder glaubte ich, Dich zu haſſen, die Eiferſucht zerfleiſchte mein Herz. Ich mußte Dich noch einmal ſehen, Dir noch einmal Alles ſagen, was Liebe, Wuth, Raſerei der Eiferſucht mir eingaben. Ich ſcheute die lange Reiſe nicht, ich kam eben an, wie Du zwei Knaben geboren. Eine Summe Geld bahnte mir den Weg zu Dir — ſieh ich ſah Dich, das Weib eines Andern ſchlummern und ich weckte Dich nicht, Dein Leben war mir heilig, aber als ich die Kinder ſah, erfaßte mich auf's Neue Wuth und Liebe.

Eins mußte ich haben für meinen Schmerz, eins wollte ich erziehen zum Werkzeuge meiner Rache; Eins mußte ich haben für meine Liebe, denn ſchon

damals trug es deutlich Deine Züge und ſchaute mit milden, blauen Augen mich an, wie Du mich in glücklicher Zeit. Ich entfloh, ſchnell, ſpurlos mit dem Kinde, Gold leiht den Pferden ja Flügel.

Ich erzog es in meinem Glauben, zu einem Menſchen. Euphemia, auf Erden waren wir getrennt, in jener Welt muß ich Dich wiederfinden. Imanuel ſollte Dich lehren, auch den Andersglaubenden zu lieben, wenn er als Menſch Liebe verdient.

Jahrelang hab' ich nur für dieſen Zweck gelebt, der Himmel ſelbſt führt den Sohn durch die Hand deines andern Kindes Dir zu — Euphemia bin ich noch immer der Gehaßte?"

„Grauſamer, Du haſt mein Kind um ſeine Seligkeit betrogen! Obgleich Imanuel ſeinen Vater mit einem andern Namen nannte, ſeit geſtern ahnte ich, wer er ſei. O Iſidor, Du mußt mich doch unendlich geliebt haben, daß Du mir ſo weh thun konnteſt!" —

„Nun verſteh' ich Deinen Haß, Deinen Kampf. Euphemia, Alles iſt vergeben. Mitleid Allen, welche Lutheraner, Katholiken, Türken, Juden, Quäker ſein wollen, ehe ſie Menſchen ſind! — Wo iſt Imanuel?"

Euphemia deutete auf eine Thüre.

Iſidor ging zu ſeinem Imanuel und vernahm dort Alles, was geſchehen, Alles, was der Sohn dachte und wollte.

Als er nach einigen Stunden wieder zu der Baronin kam an Imanuels Hand, fand er Rudolph und Veronika bei ihr, ſie war nicht mehr heftig aber verſchloſſen, ſichtbar gereinigt. Sie wollte Imanuel, noch den ſchwer beleidigten Iſidor kränken oder kränken. Das Beſtreben, ihr Vorurtheil zu überwinden, ward für Iſidor und Imanuel auf peinliche Weiſe ſichtbar. Sie war oft hart, ſtreng und dann wieder himmliſch mild.

Rudolph bezeugte Iſidor Achtung, Imanuel brüderliche Liebe. Veronika war ſtill, freundlich, zufrieden über den Sieg über ſich ſelbſt.

Iſidor wußte nicht, ſollte er Euphemien verlaſſen oder bleiben, ſie ſchien abwechſelnd Beides zu wünſchen. So peinigten ſich Alle und dieſe Stimmung drückte wie Gewitterſchwüle alle Bewohner des Schloſſes, ſogar Imanuel nieder.

Einige Wochen ſchwanden hin, Pater Franziskus hatte ſich, der Baronin zürnend, nicht mehr auf dem Schloſſe blicken laſſen. Auch das drückte die Frau. Aengſtlich um ihr Seelenheil beſorgt, legte

ſie ſich eine Pelze auf und ging leicht gekleidet im heftigſten Februarſturm langſam und im Gebet nach dem Kloſter.

Krank und zum Tode matt, kam ſie ſpät zurück. Die Ermahnungen des Paters ängſtigten ſie auf's Neue, man brachte ſie zu Bette; Imanuel in banger Furcht verordnete Mittel, die Rudolph und Veronika über die Gefahr, in welcher die Kranke ſchwebte, aufklärten.

Sie nahm die Arzneien, welche Imanuels Hand ihr bot und hörte andächtig auf die Gebete, welche Veronika ihr vorleſen mußte.

Als der Morgen anbrach, erwachte ſie aus einem kurzen Schlummer, ihr Auge glänzte, ihr Antlitz glich dem einer Verklärten; ſie winkte die Ihrigen herbei, und ſagte mild: Iſidor, auch Du tritt näher, ich hatte ſeltſame Träume — ich ſehe jetzt klar — wir begegnen uns doch wohl einſt Alle! Dann winkte ſie ihre Kinder heran, ſegnete Alle und ſprach mit ihnen; als ſie das Herannahen des Todes fühlte, ließ ſie dieſe zurücktreten, und unterredete ſich lange und anhaltend mit Iſidor. Die Glocke des Schloßthurmes wurde gezogen, die Dienerſchaft betete im Vorgemache, Rudolph, Imanuel, Veronika weilten im Nebenzimmer. Ein Diener ging

auf Rudolphs Geheiß in das Kloſter, den Pater zu holen.

Ehe er ankam, trat Iſidor aus dem Zimmer. „Sie hat die Erde verlaſſen," ſagte er feierlich, „ich kenne ſie ganz. Das Andenken an die letzte Stunde wird durch alle Ewigkeit in mir bleiben. O, meine Kinder, nun verſtehe ich den Schöpfer, nur am Haſſe, der uns trifft, oder bewegt, kann man ergründen, wie man lieben kann. Nur Verurtheilte lehren uns erkennen, wie mächtig dennoch Natur und Gott in uns ſind.

Nach dem letzten Wunſche der Baronin reichten Rudolph und Veronika ſich über ihrer Leiche die Hand zum Ehebunde.

Als der Sarg hinabgeſenkt war, ſprach Immanuel „komm mein Vater, laß uns fortziehen zuſammen, wir tragen einen Schmerz. Und ſo ſchieden Beide von Rudolph und Veronika, ſie auf Erden nicht wiederzuſehen.

V.

Konradin.

Vor mehreren Jahren reiſte ich, das Herz voll Hoffnung, die Phantaſie reich mit Bildern ausgeſchmückt, von Wien nach Italien, um dort meine Studien fortzuſetzen und ein guter Maler zu werden. Es lag anfangs in meinem Plan, ungeſäumt nach Rom zu gehen, aber Trieſt hielt mich durch ſeine Reize einige Tage feſt.

Eines Morgens, als ich den Gaſthof verlaſſen wollte, begegnete mir auf der Hausflur ein junger Mann, deſſen intereſſantes Aeußere mich anzog.

Blonde Locken und blaue Augen verriethen den Nordländer; ich bot ihm in deutſcher Sprache meinen Gruß, den er freundlich erwiderte. Wir ſahen uns an demſelben Tage noch einmal, und fanden uns bald näher zuſammen.

Ich kannte bereits einige der ſchönſten Punkte,

welche die Gegend um Trieſt ſchmückte, und bot mich ihm zum Führer an. Er nahm dieſen Vorſchlag mit Freundlichkeit auf, und gemeinſam durchſtreiften wir nun die Umgegend.

Auch ſein Ziel war Rom, auch er gedachte längere Zeit daſelbſt zu verweilen, und trug mir auf ſo liebenswürdige Weiſe einen Platz in ſeinem Wagen an, daß ich ſein Anerbieten weder ablehnen konnte noch mochte.

Reiſende werden bald vertraut! Wir waren in einem Alter, hinter uns lag die glückliche Kindheit, das Land ſüßer Erinnerungen; vor uns, im roſigen Gewande, eine blüthenreiche Zukunft.

Meine Vergangenheit und Lebenspläne hatte ich ihm offen vertraut. Kontadin, dies war der Taufname meines jungen Freundes, war der letzte Sprößling eines uralten, in der Vorzeit ſehr mächtigen und noch immer ſehr reichen Grafenhauſes. Oft ſah ich ihn munter, aufgeweckt, voll Luſt nach Abentheuern, bisweilen aber auch träumeriſch, ſtill und allen Frauen, ſelbſt den ſchönſten, abgeneigt. Dies befremdete mich, denn er wurde von dem ſchönen Geſchlechte ſichtlich ausgezeichnet und wer kennt nicht den Zauber, den die ſchöne Italienerin für den Sohn des Nordens beſitzt! Ich ſpielte oftmals auf dieſen ſeltſamen Zug ſeines

Wesens an, und bekam nur ein stilles Lächeln zur Antwort.

Damals reiste man nicht so schnell wie jetzt, auch verweilten wir nicht allein in den Städten, auch in kleinen Weilern und in den schönen Gebirgen und alten Klöstern, die uns anzogen, und gewannen dadurch Zeit und Vertrauen, um uns unsere Ideen und Pläne gegenseitig mitzutheilen.

Der drückenden Hitze wegen fuhren wir oft des Nachts, und wenn die Sterne so hell und golden über uns glänzten, hüllte sich Konradin in seinen Mantel und überließ sich lieblichen Träumen.

Eines Nachts, als uns der Schlaf floh, begann er mit der ihm eigenen Anmuth: „Im Riesengebirge, wo die vom Schnee versilberten Spitzen der Berge hinab in die von Blüthen und Aehren geschmückten Thäler schauen, dort wo das Kind der Mutter williger gehorcht, wenn sie es an die Gegenwart des Rübezahl mahnet, bin ich geboren in der Burg meiner Väter.“

Etwas Reizenderes kann man sich fast nicht denken, als die Umgebungen von Rautenstein.

Links das herrliche Schloß mit seinem an die Gärten von Versailles mahnenden Park; rechts den dunkeln Wald mit hundertjährigen Tannen und Fichten. Vom Schloßthurme aus erblickt man die Städte und

Dörfer, die sich gleich einem Kranze um das Stammschloß reihen, und hinter ihnen bilden das Riesengebirge und die blauen Zobten eine ewige Mauer, die unsre Besitzungen scheinbar von der andern Welt trennen.

Mein Vater war ein ächt deutscher Mann, sein „Ja," sein „Nein," galt dreißig Meilen in der Runde und nicht minder am Hofe, den er jedoch selten besuchte.

Meine Mutter war eine schöne, hohe Frau mit blonden Haaren und blauen Augen. Sie trug immer Stoffe von sanften Farben und einfachem Schnitte; im Glanze sah ich sie nur zweimal des Jahres: am Neujahrstage und an ihrem Hochzeittage, da trug sie gewöhnlich ihr Brautkleid, und den Schmuck, den schon meines Vaters Urgroßmutter an ihrem Ehrentage getragen hatte. Der Vater war streng, doch voll Milde; den größten Theil seiner Zeit widmete er mir.

Als ich acht Jahre alt war, schenkte mir der Himmel noch ein Schwesterchen, dem ich von ganzem Herzen zugethan war, und mit dem ich stundenlang spielte. Die kleine Agnes war auch das schönste Kind in der Gegend.

So verschwand ein Jahr nach dem andern, ich durfte jetzt schon allein in den Wald gehn, und kam selten zurück ohne eine Blume oder Waldbeere für

Agnes mitzubringen. Tief im Walde war ein Kaſtell, welches, obgleich mehrere Jahrhunderte alt, dennoch ſehr wohl erhalten war. Ich hatte es niemals von innen geſehn, ſo inſtändig ich auch den Vater gebeten hatte, mir zu erlauben, einmal in das Kaſtell zu gehn.

„Kinder müſſen nicht Alles ſehen," war gewöhnlich die Antwort, und dieſe erhöhte nur meine Neugierde.

Eines Morgens, als mein Vater in Geſchäften in der benachbarten Stadt war, machte ich mich auf, nach dem Walde. Zum erſten Male belog ich meine ſanfte Mutter, denn, daß ich ausging, um das Kaſtell zu beſuchen, durfte ich ihr nicht geſtehen. Ich nahm meine kleine Flinte, und betrat erwartungsvoll meine Wanderungen.

Nachdem ich eine Stunde rüſtig fortgeſchritten war, ſtand ich vor dem Kaſtell; der zur Hälfte niedergeriſſene Wall war bald überſprungen, ich ſtand in dem von Unkraute überwucherten Hofe, den alte Linden beſchatteten. Das morſche Thor, welches in das Innre führte, war verſchloſſen, doch ein Schlag mit dem Flintenkolben ſprengte es zur Hälfte, und ich jauchzte laut auf.

Ein feuchter Duft drang aus dem verſchloſſenen Gebäude, ich ſtieg die Wendeltreppe hinauf, und trat in den Ahnenſaal.

Ernſthaft blickten die Bilder meiner Vorfahren mich an. Auf dem Tiſche, der in der Mitte ſtand, lagen Papiere, Federn, und in dem einen Tintenfaſſe, das ich neugierig betrachtete, befand ſich noch etwas Tinte; alſo mußte vor nicht gar langer Zeit noch Jemand hier gewohnt haben. Auf den Dielen waren Blutſpuren. Mir wurde unheimlich zu Muthe, und ich ſehnte mich in demſelben Grade wieder unter Menſchen zurück, indem mich auch Neugierde feſthielt.

Die Letztere ſiegte, ich durchſtrich das ganze Kaſtell ohne etwas Auffallendes zu gewahren; da war es mir, als hörte ich ſeufzen; ich blickte um mich, horchte auf, es ſeufzte wieder. Ich legte mein Ohr an die eiſerne Thüre, vor welcher ich eben ſtand, ein dritter lauter Seufzer ward hörbar.

„Seid Ihr es, Kuno?" rief es in dem Gewölbe, „kommt Ihr heute auf einem andern Wege?"

Einem Knaben von funfzehn Jahren iſt einige Furcht wohl zu verzeihen. Ich hielt es für das Rathſamſte zu ſchweigen, und ſchlich mich leiſe, leiſe auf den Zehen wieder durch den Ahnenſaal, und nachdem ich die Bilder noch einmal aufmerkſam betrachtete, fiel mein Blick auf ein ſchwarzverhangenes Bild; raſch zog ich den Vorhang ab, und vor mir ſtand eine Göttin

und ſchaute mit lächelnden ſüßen Augen mich an. Den Eindruck, den dieſes himmliſche Bild auf mich hervorbrachte, kann ich nicht ſchildern.

„Denke Dir," fuhr Konradin nach einer Pauſe fort, „das ſchönſte Weib. Reiches, ſchwarzes Haar umfloß die edle, reine Stirn, die dunklen Augen blickten ſo fromm; den Mund umſpielte ein rührendes Lächeln — das Original konnte, als es gemalt worden war, höchſtens achtzehn Jahre gezählt haben.

Ich vergaß über dieſen Anblick die Seufzer, die Blutſpuren, ich vergaß meine ganze Vergangenheit; es war mir ſeltſam zu Muthe.

Als ich wieder im Hofe ſtand, kehrte ich noch einmal um, das liebe Bild zu betrachten.

Spät Abends kam ich zurück, und ging früher als gewöhnlich auf mein Zimmer. Meine ganze Seele war bei dem Bilde, ich ſann darauf, es bald wieder zu ſehen. Einige Male dachte ich mit Furcht an den Zorn des Vaters, den ich zu erwarten hatte, wenn der zerſchlagene Thorweg ihm meinen heimlichen Beſuch verrieth; aber um des geliebten Bildes willen, wollte ich gern Alles erdulden, es lag ſogar ein Reiz für mich darin, für Maria, ſo nannte ich das Bild, zu leiden.

Glücklicher Weiſe erhob ſich einige Tage nachher

ein furchtbarer Sturm, der unſern Wald ſehr lichtete. Ich hörte den alten Kuno, unſern Haushofmeiſter, zu meinem Vater ſagen: Im Kaſtellhofe hat der Sturm auch eine Linde entwurzelt und den alten Thorweg beſchädigt."

„Der Thorweg möchte wohl ausgebeſſert werden," bemerkte Kuno. Der Vater nickte mit dem Kopfe und verließ ſchnell das Gemach.

So lieb mir auch für den Augenblick die Folge des Sturmes war, ſo unangenehm war es mir, daß ich nun nicht mehr ſo leicht in das Kaſtell konnte. Des Vaters Verſtimmung war mir auch aufgefallen, und meine Neugierde wurde immer lebendiger.

Vom alten Kuno durfte ich nicht hoffen Etwas zu erfahren, wohl aber von ſeiner Schweſter, der geſchwätzigen Martha. Ich zeigte mich jetzt beſonders freundlich gegen ſie, und trat oft bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande, in ihr Gemach.

Ein Gläschen Wein war ihr Lieblingsgetränk, und ich verſchaffte mir mit vieler Schlauheit den beſten, ſpaniſchen Wein. Damit beſchenkte ich ſie eines Tages, als eben Kuno abweſend war, und lenkte das Geſpräch auf das Kaſtell.

„Ja," ſagte die redſelige Alte, „das waren noch ſchöne Zeiten, als Ihr Herr Großvater das Kaſtell be-

wohnte. Man nannte mich damals nur die schöne Marthe, und ich war noch eine sehr ansehnliche Frau, als meine Tochter Hochzeit hielt. Damals tanzten Ihr Herr Vater und Ihr Herr Oheim, der Graf Willibald, auch mit mir, der Brautmutter."

„Mein Großvater bewohnte einst das Kastell, und ich hätte noch einen Oheim?" rief ich ungläubig aus.

„Ich hab' mein Lebtag nicht gelogen!" sprach verdrießlich Martha. „Ihr Herr Großvater bewohnten mit seiner Gemahlin das Kastell, das neue Schloß war damals noch nicht eingerichtet; das hat erst Ihr gnädiger Herr Vater in den Stand gesetzt, als er sich mit Ihrer Frau Mutter vermählte, denn für zwei Familien ist das alte Kastell doch zu beschränkt."

„Und mein Vater hätte noch einen Bruder?" fuhr ich fort und schüttelte den Kopf, „Frau Martha, da irren Sie sich wohl, ich habe nie von ihm gehört!"

„Ich mich irren!" sprach sie ereifert, „hab' ich ihn doch auf meinen Armen getragen, und ihm manch' Mährchen erzählt."

„Und wo ist er?" rief ich aus, und sah ihr scharf in die Augen.

„In Welschland ist er, hat sein Vaterland vergessen, ein welsches Fräulein geheirathet, nun — Gott rechne ihm dereinst sein Vergehen nicht an."

„Was iſt geſchehen?“ flüſterte ich neugierig, „reden Sie Frau Marthe!“

„Die Thoren tragen das Herz auf der Zunge, die Weiſen die Zunge im Herzen!“ antwortete die Alte bedächtig.

Ich kann ſchweigen wie das Grab,“ verſicherte ich, und als auch dieſe Vorſtellung nichts fruchtete, ſagte ich, mich gleichgültig ſtellend: „Nun meinetwegen mag's denn ſein, es wird auch Nichts ſein, und am Ende wiſſen Sie es ſelbſt nicht.“

Damit ging ich nach der Thüre, die Geſprächige aber rief mir nach: „Ei ſehn Sie doch, Junker, was Sie mir zutrauen, ich wär ja die Kammerfrau der verſtorbenen Frau Gräfin, mein Mann war Haushofmeiſter, und ich ſollte Nichts, gar Nichts wiſſen? — Setzen Sie ſich, mein Junker, geben Sie mir die Hand zu ſchweigen, und nun hören Sie mir zu:

Ich ſchlug in die dargebotene Rechte der Alten, und ſie begann: „Rautenſtein iſt ſeit undenklichen Zeiten im Beſitz der älteren Linie geweſen, der Erſtgeborne iſt Herr der Güter; die jüngern Brüder wurden Prälaten, Maltheſer, Offiziere und bekamen jährlich eine angemeſſene Revenue, die Töchter brachten von jeher dem Bräutigam einen echten Stammbaum, Jugend und Schönheit zu, denn ſelten findet

man eine ſo ſchöne Familie, als die der Rautenſtein. Nun begab es ſich, daß Ihr Herr Großvater zwei Söhne hatte, den Grafen Erich, Ihren gnädigen Herrn Vater, und den Grafen Willibald, Ihren Herrn Oheim.

Die Brüder lebten ſtets ſehr einig, Graf Erich war immer feſt, dabei mild, die Aufrichtigkeit ſelbſt und ſehr gütig gegen Jedermann. Graf Willibald — ſchön war er, das muß ich ſagen — ein Saufewind, der wildeſte Reiter, der eifrigſte Jäger, ein ganzer Soldat. Das Geld achtete er gar nicht, und gönnte ſeinem Bruder freudig die ſchöne Herrſchaft.

„Was ſoll mir Geld und Gut?“ rief er oft lachend aus, „führ' ich doch niemals ein Weib heim,“ denn einen ärgern Weiberfeind als den Grafen Willibald gab es im ganzen Lande nicht.

Graf Erich vermählte ſich, und ſein Bruder, welcher an der jungen Gräfin nichts ausſetzte, als daß ſie ein Weib ſei, ging auf Reiſen. Bald nachher ſtarb die ſelige Frau Gräfin Mutter, Sie, mein Junker, wurden geboren und keine Seele vernahm Etwas von dem Abweſenden.

Sie mochten ungefähr vier Jahre alt ſein, es war gerade an Aegiditage, da ſprengte ganz unverhofft Graf Willibald mit verhängtem Zügel in den

Kaſtellhof. Er ſtürzte die Treppe hinauf, an mir vorbei, und flog in die Arme ſeines Vaters.

Ich ſtand ſo gut bei der ſeligen Frau Gräfin, war zudem nach dem Tode derſelben die Führerin des Hausweſens, daß ich es ſchon wagen durfte, hinein in das Zimmer zu treten, um den jungen Herrn zu begrüßen.

Die Unterhaltung wurde in franzöſiſcher Sprache geführt, die ich nicht verſtehe, aber die Mienen des Herrn Grafen waren ſehr finſter und der junge Graf Willibald ſprach ungemein heftig.

Den andern Tag kam Graf Erich, Ihr Herr Vater, aus dem neuen Schloſſe, das er bewohnte, herüber, und der alte Herr Graf nebſt ſeinen Söhnen begaben ſich in den Ahnenſaal. Nicht aus Neugierde, aus reiner Theilnahme, verweilte ich in dem anſtoßenden Zimmer, wo ich zwar Niemand ſehen, aber jedes Wort hören konnte. — Anfangs ſprachen die drei Herren ſo leiſe, daß ich nichts verſtand, endlich aber ſchrie Graf Willibald: „Ich will, ich muß Geld haben! Die Hälfte der Güter muß mir zugehören.“

„Es iſt gegen das Hausgeſetz!“ ſprach der alte Herr, „ich habe dem ſterbenden Vater ſchwören müſſen, es treu zu halten.“

„Ich will Dir mein mütterliches Erbtheil abtreten!“ rief Graf Erich — „und ſollte ich, was noch ferne ſein möge, der Herr dieſer Güter werden, ſo ſollſt Du dreifache Revenuen erhalten.“

Aber da fing der Graf Willibald ſchrecklich an zu toben und zu ſchreien, daß mir in meinem Kloſet davon angſt und bang wurde, weil ich nicht anders meinte, als nun müſſe es Mord und Todſchlag geben. „Mein Lebensglück ſteht auf dem Spiele! ich muß ſie mein nennen oder ich ſterbe; des Unbegüterten Gattin darf Eugenia nicht werden, ſo fordere ich denn meinen Theil von Ihnen, denn auch ich bin Ihr Sohn, Graf Rautenſtein. Es iſt kein Augenblick zu verlieren, ich muß ſie die Meine nennen!“ — und ſo ſchrie und tobte er noch lange fort. Zuletzt ſchrie er: „Verfluchtes Geſetzbuch!“ und es klang als würde was geworfen, und dann hörte ich einen dumpfen Fall und einen gellenden Schrei, und dann war Alles todtenſtill.

„Den Wundarzt zu Hülfe!“ rief Graf Erich. Ich ſtürzte in das Zimmer; mit einer Wunde an dem Schlafe lag der alte Graf am Boden, neben ihm ein ſtarkes, mit Silber beſchlagenes Buch. Graf Erich war liebevoll um ihn beſchäftigt; Graf Willibald ſtand bleich und zitternd von Ferne.

Der herbeigerufene Wundarzt fand den Grafen

ſchon todt. Ohnmächtig ſei er vom Stuhle geſunken, hieß es, und habe ſich an einem an der Diele herausſtehenden Nagel verwundet. Er ward mit großem Gepränge begraben, die Thränen ſeiner Kinder und ſeiner Unterthanen benetzten ſein Grab; Graf Willibald warf ſich wieder auf ſein Pferd, und man hat ihn ſeitdem nicht mehr geſehen; er lebt, ſo heißt es, in Italien. Sein krank zurückgebliebener Diener Pietro, den er aus der Lombardei mitgebracht hatte, ſoll nach einiger Zeit ſtill das Schloß verlaſſen haben.

Das Kaſtell ward ſeitdem nicht mehr bewohnt, und der Herr Graf betritt es nie mehr."

Die Alte ſchwieg. Erſchüttert hatte ich zugehört; ich fürchtete, mein Vater habe Theil an dem Tode des Großvaters, und konnte es doch nicht glauben. Auch meinem Oheime traute ich das nicht zu, ich dachte mir, daß der Oheim im Zorne das Geſetzbuch weggeworfen, und daß es leider meinen Vater getroffen hätte, dieſe Vermuthung theilte auch Frau Martha.

Heimlich ſchlich ich von ihr, nicht wenig erſchreckt, aber auch ſtolz auf mein Geheimniß. Mir war ſeltſam zu Muthe, als ich meinen Vater wieder ſah. Ich verſchwieg ſorgfältig Alles, was ich wußte; ſelbſt mit Frau Marthe ſprach ich nicht mehr darüber. Ich fragte ſie nur einmal noch, wegen dem ſchönen Wilde.

„Das Bild," ſagte ſie traurig, „mag die Urſache dieſes unſeligen Streites geweſen ſein. Ich erinnere mich, daß Pietro einige Stunden nach der Ankunft des jungen Grafen ankam, und eine große Kiſte mitbrachte, und daß der junge Herr das Bild in den Ahnenſaal gehangen haben wollte. Es mochte wohl ſeine Geliebte ſein!"

Nun wußte ich doch Etwas von meinem lieben Bilde, daß das Original vielleicht meine Tante ſei, gedachte ich nicht, ich liebte nur das holde, jungfräuliche Kind mit den ſchönen Augen.

Mein ganzes Denken und Dichten ging nun darauf hin, wieder einmal in den Ahnenſaal zu kommen. Die Thüre nochmals einzuſchlagen, hielt ich, meines Vaters wegen, nicht für rathſam; ich hatte einſt in einem alten Schranke unter verroſteten Schlüſſeln einen Dietrich geſehen, und mir dieſen heimlich zu verſchaffen, war mein erſtes Werk.

Er öffnete mir die Thüre, welche mein theures Bild verſchloß. Daß ich Alles ſo vorſichtig und geheimnißvoll thun mußte, erhöhte den Reiz dieſer ſonderbaren Liebe. Oft brachte ich Blüthen und Kränze und legte ſie vor dem Bilde nieder; manchmal hielt ich auch lange Geſpräche mit dem ſtummen Mädchen, und antwortete ſtatt ihrer auf meine Geſtändniſſe. Ich

wurde durch Maria, wie ich das Bild nannte, zum Dichter, und wenn ich auch zu wenig Objectivität beſitze, um von Andern ein Dichter genannt zu werden, dieſe lyriſchen Ergüſſe meiner bewegten Seele ſind eben ſo poetiſch als innerlich wahr.

Als ich mein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, ſollte ich, nach dem Wunſche meines Vaters, auf Reiſen gehen, ich hörte ihn oft ſagen: daß ich in Wien ſeinen Jugendfreund beſuchen ſollte, der eine ſchöne Tochter habe. Er deutete ſogar auf eine Verbindung zwiſchen uns hin; aber ſchon der leiſeſte Gedanke an ein Verhältniß war mir zuwider, ſchien mir eine Untreue an dem geliebten Bilde, darum ſtellte ich mich, als ob ich die Anſpielungen meines Vaters nicht verſtünde. — Mein theurer Vater erkrankte, die Aerzte gaben keine Hoffnung; er hörte dies feſt, mit lächelndem Antlitze, und war nur bemüht, meine jammernde Mutter zu tröſten. Kurz vor ſeinem Dahinſcheiden ließ er mich zu ſich rufen, gab mir eine Schrift zu leſen, ließ mich den Inhalt reiflich überdenken, und empfing hierauf meinen freiwilligen Schwur, nach ſeinem Willen zu handeln. Er ſtarb den Tag darauf als Chriſt. Mutter und Schweſterlein weinten vom Herzen. Ich ſuchte mich zu faſſen, und meine Mut-

ter zu trösten, denn ich sollte von nun an der Beschützer dieser Theuern sein.

Der Inhalt jenes Blattes war folgender: Meines Vaters Bruder Willibald war vor Jahren aus Italien zurückgekehrt, um die Hälfte der großväterlichen Güter zu fordern, weil er nur als reicher Edelmann hoffen durfte, die Hand der schönen Römerin Eugenia Albani zu erhalten.

Mein Großvater hatte Willibald diesen Wunsch abgeschlagen, weil nach den Gesetzen die Güter das unveräußerliche Eigenthum des Erstgebornen bleiben mußten.

Ein heftiger Streit entspann sich; der leidenschaftliche Willibald vergaß sich im Zorne, und warf das Gesetzbuch an die Wand, es traf im Zurückfallen des Vaters ehrwürdiges Haupt. Diese traurige Folge schmerzte ihn im Innersten, flüchtig wie Kain verließ er das Schloß seiner Väter, und ließ lange Zeit nichts von sich hören. Sein Diener Pietro war krank zurückgeblieben, und schlich mit hämischlauernden Blicken im Schlosse umher. Ihm war es nicht entgangen, daß mein Vater ihn ungern sah, der Eigennützige versprach sich reichen Gewinn, wenn die Güter in die Hände seines Herrn, des verschwenderischen Willibald, fielen. Heimlich bereitete er einen giftigen Trank, und

ſchüttete ihn in die Speiſe, die für meine Aeltern und mich aufgetragen werden ſollte. Meine Mutter widerte der Duft dieſer Schüſſel, der Vater ließ den Koch rufen und dieſer geſtand: daß er auf einen Augenblick ſeinen Poſten verlaſſen und Pietro zum Hüter des Heerdes ernannt habe. Die Speiſe wurde einem Hunde gereicht, der alsbald todt zur Erde fiel. Feig wie alle Schurken, bekannte Pietro dieſe That, und war frech genug ſeinen Herrn als Veranlaſſer derſelben anzugeben, was mein Vater jedoch nicht glaubte.

Das Geſetz hätte Pietro zum Tode verurtheilt. Mein Vater begnügte ſich damit, Pietro in ein Gefängniß des Kaſtells führen zu laſſen. Dort lebt er, ſeiner Freiheit beraubt, aber mit Speiſe und Trank reichlich verſehen, und kann wohl nie auf Erlöſung aus ſeinem Kerker hoffen, da nur ſeine Gefangenhaltung unſer Leben ſichert.

Einige Jahre nach dieſem Vorfalle war eine Tante meines Vaters bei Rom verſtorben, und hatte ihre bedeutenden Beſitzungen, welche in Italien liegen, zur Hälfte meinem Vater, zur Hälfte dem Oheim Willibald laut Teſtament zugeſchrieben Der Oheim ſchrieb nun wieder an meinen Vater, meldete ihm, daß er ſeit Jahren mit Eugenien vermählt ſei, und daß ſein jetziger Reichthum ihn mit ihrem Oheim verſöhnt habe.

Mein Vater, der Willibald immer ſehr geliebt hatte, wollte ihn durch Vertrauen erheben und erfreuen. Er erſuchte ihn, die ihm zugefallenen Güter der Tante zu verwalten, und empfahl ihm dabei das Wohl meiner Schweſter, welche dieſe Güter bekommen ſollte. Willibald verſprach dieſen Wunſch meines Vaters zu erfüllen, und ließ dann deſſen ſpätere Briefe unbeantwortet.

Jetzt, dem Tode nahe, hielt es der Vater für Pflicht, an die Zukunft der Tochter zu denken. Ich ſollte alſo, nach Ablauf der Trauerzeit, nach Italien reiſen, mir vom Oheim Rechenſchaft ablegen zu laſſen, und die Güter zu verkaufen. Um dies zu thun, bin ich nun von der Heimath geſchieden, — ach, und warum ſollt' ich es nicht geſtehn: ich hoffe, das Original meines Bildes dort zu finden; vielleicht in der Tochter meiner Tante Eugenia. Eine lebhafte, innige Sehnſucht zieht mich nach dem ſchönen Lande, hier werden alle meine Wünſche ihr Ziel finden!"

Der junge Graf ſchwieg, und drückte mir die Hand. „Siehſt Du!" rief er und öffnete eine goldne Kapſel, die er an einer goldenen Kette trug, „ich habe mir das Bild in Miniatur copiren laſſen, ſobald ich Herr des Schloſſes war; außer Dir und dem Maler hat es noch kein Auge geſchaut!"

In Wahrheit, dies Antlitz hatte einen wunderbaren Reiz, ich begreife wohl, daß es mit Sehnsucht erfüllen könne, wenn wir auch die Anhänglichkeit und Treue für ein Bild, von welchem mein junger Freund erfüllt war, ein wenig sonderbar erschien.

„Und zu dieſem Oheime willſt Du?" fragte ich, von unheimlicher Ahnung beſchlichen, „ich bitte Dich, thue Alles ſchriftlich ab; wer kann Dir voraus verkündigen, was Dich dort erwartet?"

Konradin lächelte. „Was kann mir geſchehn?" rief er aus, „der Oheim mag wild und heftig geweſen ſein, als er zwanzig Jahre zählte, aber jetzt mit vierzig Jahren hat ihn dieſe Hitze wohl verlaſſen, und iſt er nicht ein Rautenſtein?" Dabei ſah er mich ſo feſt und ehrlich mit den ſchönen blauen Augen an, daß ich ihn unwillkührlich an meine Bruſt drückte.

Wohlgemuth ſetzten wir unſre Reiſe fort, in Rom verlebten wir gemeinſam einige Wochen, dann begab ſich mein Freund nach dem bei Rom gelegenen Landſitze ſeines Oheims; ich blieb in Rom zurück, und gab ihm das Verſprechen, ihn in einigen Monaten bei ſeinem Oheime zu beſuchen; bedürfe er aber meiner, ſo ſolle er mir einen Eilboten ſenden, und gewiß ſein, daß ich nicht ſäumen würde.

Aus dem Tagebuche des Grafen Konradin.

Da bin ich nun in dem Schloſſe meines Oheims, erreicht iſt der Ort, nach dem ich mich ſehnte, aber mein Sehnen iſt nicht geſtillt! Mein Oheim iſt mir eine liebe Erſcheinung, weil er meinem theuern Vater gleicht, doch ohne deſſen ſchöne Ruhe zu haben, die den Verklärten ſo ehrwürdig machte.

Meine Tante, ſeine Gemahlin, iſt ohne Zweifel das Original des ſchönen Bildes; es iſt eine hohe, ſchöne Frau, mit dunklen Locken und ſchwarzen Augen; ich finde in ihr die Züge des Bildes wieder, aber die Zeit und vielleicht auch die Seele der Tante hat ihrem Antlitze die Jugendfriſche und den eignen, rührenden Reiz geraubt, der mich an dem Bilde ſo entzückte. Auch trägt ſie nicht den mir ſo lieben Namen Maria. Der Sohn meines Oheims iſt ein hoher, kräftiger Jüngling, drei Jahre jünger als ich.

Er iſt der Liebling der Aeltern, und weil dieſe von ſeiner Kindheit an jeden ſeiner Wünſche erfüllt haben, ſo meint er, Alle müßten das thun.

Er hat viel Anlage zum Tyrannen, es iſt ein Glück, daß er nicht auf dem Throne geboren, und ein Unglück, daß er reich iſt und viele Untergebene hat. Mich behandelte er Anfangs ganz in ſeiner Weiſe, als ich ihn aber nicht zu beachten ſchien, ward er höflich

und geht mir aus dem Wege; ich ſuche ihn gewiß nicht auf, iſt er doch der erſte Menſch, der mir einen unerklärlichen Widerwillen einflößt.

Mein Oheim hat eine Tochter, Cordelia, morgen kommt ſie von Rom zurück, morgen werde ich ſie ſehen Mein Herz ſchlägt ihr entgegen, ſie muß mein theures Bild, meine Maria ſein.

Ich habe Cordelien geſehen, ach ſie iſt es nicht, ſie gleicht dem Bilde ſo wenig, als der graue deutſche Februar-Himmel, Italiens dunkelblauer Sternenflur.

Cordelia iſt ein Jahr jünger als ihr Bruder Franzesko; ein blödes Mädchen mit gutmüthigen aber gewöhnlichen Zügen. Sie nahte ſich mir zutraulich und freundlich, das arme Mädchen muß auch die böſen Launen Franzesko's ertragen.

Welch neuer Reiz hält mich hier feſt, welch ſüße Ahnung iſt in mich eingezogen. Es war eine duftige, warme Nacht, ich konnte im Zimmer nicht bleiben, Alles um mich her war ſtille, leiſe verließ ich mein Gemach, die Villa, und erging mich in dem vom

Blüthenhauche durchwürzten Garten. Ich befand mich in einer unbeschreiblich wohlthuenden Stimmung, ich wünschte mir ein Abentheuer herbei, das mir Gelegenheit gäbe, meinen Muth zu beweisen oder eines Menschen guter Engel zu werden.

Immer weiter ging ich, bis ich mich in der Nähe des Pavillon befand, welcher schon einmal, wegen seiner malerischen Umgebung, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ich hatte damals meinen Oheim um die Erlaubniß gebeten, diesen beziehen zu dürfen, welches mir, ehe er noch antworten konnte, von Franzesco verweigert wurde.

Ich ärgerte mich im Stillen, aber ich schwieg. Gestern Nachts bemerkte ich Lichtschimmer durch die grünen Jalousieen des Häuschens, ich trat näher und vernahm einige Accorde auf der Guitarre. Nach einem kurzen Vorspiel fiel eine schöne volle Sopranstimme ein. Die Worte sind meinem Gedächtnisse nicht geblieben, aber der rührende Klang tönt noch in meinem Herzen. Als der Gesang endete, blieb ich noch eine Weile lauschend stehen, doch Alles schwieg nun; ich zog mich wieder zurück, und überließ mich, auf einer Moosbank ruhend, meinen Vermuthungen und Träumen, bis ich, vom Duft der Nachtviolen geküßt, einschlief.

Als ich erwachte, ſtand die Sonne ſchon ziemlich hoch, ich vernahm Schritte, und erblickte meinen Vetter Franzesko. Er ſah mich einen Moment finſter an, und fragte mich halb zornig, halb verlegen, wie ich hierher komme. Ich ſagte ihm unbefangen, daß ich dieſen Morgen hierher gegangen und eingeſchlafen ſei, ohne die nächtliche Erſcheinung zu erwähnen.

Er ward hierauf ſichtbar heiterer, und lud mich, indem er den Weg zur Villa einſchlug, zu einem Morgenſpaziergange ein, den ich nicht ablehnen konnte, wollte ich ihm nicht Mißtrauen einflößen. Meine Geſchäfte mit dem Oheim wegen der Erbſchaft ſind beendet, es machte ſich Alles ſchneller und leichter, als ich dachte, er hat die Beſitzungen übernommen, und mich in vollgültigen Wechſeln entſchädigt. Er ſpielte fein auf eine nähere Verbindung zwiſchen uns an, ich glaube, er wünſcht, daß ich mich mit Cordelien vermähle; aber das kann ich nicht. Dennoch wünſche ich lebhaft ſie aus den unangenehmen Verhältniſſen zu befreien, vielleicht geſtattet es der Oheim, daß Cordelia mit ihrer Duenna meine Mutter beſucht. Mein Geſchäft iſt nun vollzogen, alſo könnte ich abreiſen; auch befinde ich mich nicht wohl hier. Mein Oheim iſt ſtets in peinlicher Unruhe, die Tante kränklich, deßhalb oft übel launig, Cordelia flößt mir nur Mitleid

ein, und Franzesko wird mir mit jedem Tage mehr verhaßt.

Aber die Sängerin hält mich feſt, dies anziehende Geheimniß muß ich ergründen.

Franzesko iſt auf zwei Tage verreiſet, die erſte Nacht während ſeiner Abweſenheit eilte ich in den Garten. Wieder blickte das Licht hervor, wieder tönte lieblicher Geſang. Heute war ich entſchloſſen, mich nicht ſobald von dem Häuschen zu entfernen. — Die Unruhe trieb mich auf und nieder, endlich öffneten ſich die Jalouſieen, eine feine weiße Hand öffnete das Fenſter, ein Köpfchen ward ſichtbar, der Mond trat glänzend hinter einer Wolke hervor, als ſuche er den ſchönſten Widerſchein — ich ſah mein Bild, es war Maria.

Ich lauſchte lange, lange, ich wollte hervortreten, ſie anreden, — ich wagte es nicht. Das ſchöne Antlitz verſchwand wieder, das Fenſter ſchloß ſich.

Alſo noch eine Tochter hat der Oheim, noch eine, die nie erwähnt wurde, denn dieſe Aehnlichkeit mit dem Portrait der Tante, mit der Tante ſelbſt iſt merkwürdig. Ich fragte den andern Tag Cordelien, ob das Häuschen niemals bewohnt würde

Sie erröthete; eine Thräne trat in ihr Auge, „niemals," flüsterte sie, und fügte bittend hinzu; „aber erwähnen Sie das Häuschen nie mehr, hören Sie Konradin nie mehr!"

Ich versprach es ihr.

Es war eine mondhelle Nacht, ich befand mich wieder in dem Garten. Wie gestern öffnete sich das Fenster; aber diesmal war ich nicht so furchtsam, ich näherte mich leise, und sprach mit sanfter Stimme: „Fürchten Sie nichts, Signora, ich bin kein Verräther, sind Sie unglücklich, gefangen, bei meiner Ehre, ich will Ihr Retter sein, und Sie ehren, wie meine Schwester."

Sie hörte mir wohlgefällig zu, und sprach bewegt: „Gewiß, in diesen Zügen liegt keine Heuchelei, aus diesen Augen leuchtet die Wahrheit."

Ich theilte ihr hierauf mit, wer ich sei, was ich hier wolle, und beschwor sie, mir ihr Vertrauen zu schenken.

Sie lispelte: „Ich kann Sie nicht einlassen, ich bin von Spähern umringt; ist es aber Ihr ernster Wille mich zu befreien, so kommen Sie morgen Nachts wieder, Sie sollen Alles erfahren. Schweigen Sie,

ich bin Gefangene, und mein Kerkermeiſter iſt Graf Franzesko.“

Ich ſchied mit dem Vorſatze, ſie bald zu befreien, ſie muß ein Engel ſein, daß Sie, die Gemißhandelte, Betrogne, noch einem Menſchen trauen kann.

Kaum war es ſtill in der Villa, ſo begab ich mich zu dem Häuschen. Sie hatte mich erwartet, warf mir ein Blättchen zu und verſchwand. Ich eilte in mein Zimmer und las:

„Tag und Nacht habe ich jetzt Gott und die Heiligen angefleht, mich aus meiner Gefangenſchaft und aus der Nacht derer zu befreien, die mir mein Lebensglück rauben wollen, indem ſie Alles anwenden, um mich in verhaßte Ketten zu ſchmieden. Jetzt ſind Sie erſchienen, und ich glaube, der Himmel hat Sie zu meiner Rettung geſandt, und dieſer Gedanke flößt mir Vertrauen ein.

Ihr Auge ſagt mir: Sie werden es nicht mißbrauchen. Ich bin die Nichte der Gräfin Eugenia, und wurde von ihr und ihrem Gemahl, meinem Vormunde ſehr geliebt. Mein Leben ſchwand in ihrer Mitte angenehm dahin, bis Franzesko, gegen den ich immer Abneigung fühlte, mich zu lieben be-

gann. Ich kann diese Neigung nicht erwidern, und meine Kälte fachte seine Liebesglut immer mehr an. Endlich bot er mir mit Zustimmung seiner Aeltern die Hand, die ich ausschlug; dies erbitterte ihn gegen mich, und seine Aeltern bestürmten mich mit Zureden, Bitten, Drohungen. Franzesko ist nicht gewohnt, sich einen Wunsch zu versagen, er schwur, daß er mich die Seine nennen müsse, und sperrte mich hier ein, um auf diese Weise meinen Starrsinn zu beugen.

Seit einigen Wochen lebe ich hier, von einer alten Duenna gehütet; sie fragt mich jeden Morgen, ob ich mich anders besonnen habe, und bringt meine verneinende Antwort dem erbitterten Franzesko. Flucht schien, mir dem allein stehenden Mädchen, unmöglich, aber jetzt, da ich hoffe, Sie werden mich beschützen, als edler Mann, jetzt halte ich Flucht für das beste Mittel, mich von Franzesko's verhaßten Werbungen zu befreien. Ich habe beschlossen noch drei Tage zu harren, ändert sich aber bis dahin mein Schicksal nicht, Sie als den Gesandten meiner Schutzheiligen zu betrachten. Auf Wiedersehen! —

Maria.

Franzesko iſt von Rom zurückgekehrt mit einigen jungen Edelleuten. Er hat viele Gäſte geladen, zu deren Empfange große Vorbereitungen getroffen werden. Deſto beſſer für mich; ich habe dadurch mehr Zeit und Gelegenheit über meine Flucht mit Maria nachzudenken und ſie einzuleiten.

So weit einige Auszüge aus dem Tagebuche des jungen Grafen, das ſpäter in meine Hände fiel, und deſſen Mittheilung mir hierher zu gehören ſcheint. Ich hatte, während ich in Rom lebte, fleißig die Denkmäler und Gemäldegallerien beſucht und meine Mappe mit Zeichnungen gefüllt, da bekam ich von Konradin dieſe Zeilen:

Theuerſter Freund!

Du haſt mir verſprochen, mir beizuſtehen, wenn ich Deiner bedarf, und ich nehme Dich jetzt beim Worte.

Ein liebenswürdiges, unglückliches Weſen zu befreien, iſt Männerpflicht. Verwandle beiliegende Wechſel in Geld, und ſei in zwei Tagen um Mitternacht mit einem Wagen und vier raſchen Pferden hundert Schritte von der Villa meines Oheims. Ich kann von hier aus die Flucht nicht heimlich vorbereiten. Ich baue auf Dich.

Dein Konradin.

Ich säumte keinen Augenblick, den Wunsch meines Freundes zu erfüllen, und war zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Ich harrte lange vergebens, die Villa und der Garten waren glänzend erleuchtet, aus den geöffneten Fenstern schallte mir heitre Tanzmusik entgegen.

Endlich erschien Konradin. „Die Flucht kann nicht vor sich gehen," flüsterte er mir zu. „Maria ist frei und hofft auf dem Wege der Wahrheit und Güte Alles zu erreichen. Du sollst Alles erfahren, morgen oder auch jetzt noch stell' ich Dich meinem Oheim vor, Du kannst eines artigen, freundlichen Empfanges gewiß sein."

Ich ließ mich von ihm nach seinem Zimmer führen, ordnete meinen Anzug, und folgte ihm dann in den Gesellschaftssaal.

Der Empfang war sehr artig, die Gräfin und ihre Tochter Kordelia sehr freundlich, Graf Franzesko warf einen stolzen Blick auf mich.

Mein Auge suchte unter den Damen sogleich Marien, und die Aehnlichkeit mit dem Bilde ließ mich sie bald finden. Konradin stellte mich ihr vor; niemals habe ich wieder in einem Weibe so viele italienische Gluth, so ächt südliche Schönheit mit so viel deutscher Schüchternheit und Innigkeit vereint

geſehen. Ihre ſchönen Züge waren durch einen Anflug von Schwermuth verklärt, den Mund umſchwebte das liebliche Lächeln der Jugend.

Ob ſie Konradin liebte? Ich weiß es nicht; nur ſelten und dann mehr mit dem Ausdrucke der Verehrung ruhte ihr Blick auf ihm; aber daß er ſie glühend liebte, bemerkte ich ſogleich, und bat ihn, ſein Gefühl mehr zu verbergen; denn ſo oft er ſich Marien nahte, blickte Franzesko ihn tückiſch an. Nach dem Wunſche meines Freundes theilte ich das Zimmer mit ihm, und als ſchon längſt alle Bewohner der Villa im Schlummer lagen, vertraute er mir ſeine Geheimniſſe.

„Denke Dir," ſchloß Konradin ſeine Rede, „meine freudige Verwunderung, als ich zwei Tage vor dem zur Flucht beſtimmten, Marien im Zimmer meiner Tante finde. Sie wurde mir als eine Verwandte vorgeſtellt, die eben aus Rom gekommen ſei, und erröthete bei meinem Anblick. Sie war ſo freudig, ſo glücklich wieder frei zu ſein; ſie hoffte Franzesko's unbeſtändiger Sinn habe ſich einer Andern zugewendet. In einigen Tagen muß ſich Alles entſcheiden, und dann will ich offen und ehrlich bei meinem Oheim um Mariens Hand werben, die er mir nicht verſagen wird."

Ich bezweifelte diesen glücklichen Ausgang, denn mir schien es natürlich, daß Franzesko Marien nur frei gelassen habe, um sie durch Lust an glänzenden Festen, deren Königin sie war, so weit zu bringen, daß sie lieber in Alles willigen, als in den Kerker zurückkehren würde.

Ich theilte meine Besorgnisse dem Freunde mit, ich beschwor ihn, diesem heimtückischen Franzesko nicht zu trauen, und Konradins Fröhlichkeit, sein liebenswürdiges Vertrauen in die Menschheit erschien mir rührend.

Blättet aus Konradin's Tagebuche.

Maria ist frei, ich kann sie täglich in der Nähe sehen, auch sprechen, wie glücklich bin ich dadurch! Ich habe das Wesen gefunden, das Einzige, welches ich seit Jahren mit sehnsüchtiger Liebe im Herzen trug.

Mein Freund hat Franzesko Unrecht gethan, er ist jetzt oftmals sehr liebenswürdig, aber kalt gegen mich, er ist höflich aber kalt gegen sie, ihr Widerstand hat seine Liebesgluth abgekühlt. Wie kann auch ein Mann die Neigung eines Weibes erzwingen wollen!

Meine Mutter hat mir geschrieben. Sie wünschte,

daß ich ſogleich meine Rückreiſe antreten möge, ſie bittet ſogar, weil ſie ſich nach mir ſehnt. O Mutter, wüßteſt Du, was mich hier feſſelt, Du riefeſt Deinen Konradin nicht zurück.

Maria liebt mich, ſie will die Meine ſein, ſie will von Italiens ſchönem Himmel ſcheiden, und mir in mein ernſtes Waldſchloß folgen. Schon oft hatte mir das Geſtändniß auf der Zunge geſchwebt, und ich hatte es nicht über die Lippen gebracht. Der Oheim liebt die Muſik, beſonders die Werke deutſcher Meiſter, deßhalb ſendet der Muſikalienhändler oft deutſche Geſänge. Heute Morgens trat ich in den Salon und fand Marien am Pianoforte, neu angekommene Noten muſternd. Ich fand darunter ein mir ſchon bekanntes Duett, und legte es ihr vor, denn ſie iſt Meiſterin im Geſange und auf dem Klavier. Sie warf einen Blick darauf, ließ die ſchönen Hände ruhen, und ſah erröthend vor ſich nieder.

Ich ſang: Reich mir die Hand mein Leben, — faßte ihre liebe Hand, durch Thränen blickte ſie mich an, legte ihren Kopf an meine Bruſt, und ſprach tiefbewegt, immer heftiger weinend: „Mein Konradin!“ —

Faſt ſchämte ich mich des harten Urtheils über Franzesko, und war geneigt Konradin beizuſtimmen, wenn ich Franzesko ſo ruhig und zuvorkommend ſah. Er war viel nachgiebiger gegen ſeine Aeltern und gegen Cordelia geworden, und war ganz der liebenswürdige Sohn des Hauſes, der ſeine Gäſte angenehm zu unterhalten ſucht.

Bald veranſtaltete er einen Ball, bald ein Maskenfeſt, bald eine Jagdparthie, dann wieder ein ländliches Feſt; und heiter reihte ſich Tag an Tag zum Kranze für Stunden der Erinnerung geweiht.

Marien betrachtete er oft mit tödtlichen Blicken, aus denen der Haß hervorblitzte, aber verſchmähte Liebe wird leicht zum Haſſe, und ich fürchtete mehr für ſie und Konradin, wenn er ſie noch liebte. Einige Freunde Franzesko's ſchlugen die Aufführung eines Schauſpiels vor, der Plan ward von ihm freudig aufgenommen, und die Stimmenmehrheit wählte Shakeſpeare's Othello, der ſehr gut in das Italieniſche überſetzt iſt. Franzesko wollte, um Alles gehörig ordnen zu können, nur eine Nebenrolle übernehmen, Maria ſollte Desdemona, Konradin, Rodrigo ſein, da ſich zu dieſer Rolle kein paſſender Darſteller fand.

Ich hatte nur eine kleine Rolle bekommen; ich

malte jetzt Cordelien, und dieſes Bild beſchäftigte mich ſo ſehr, daß ich weder ſehr um das Stück, noch auf das, was um mich her vorging, achtete.

Konradins höchſtes Glück ruhte in der Ueberzeugung, eben ſo aufrichtig von Marien geliebt zu werden, als er ihr ergeben war. Er hatte mit dem Oheime geſprochen, und deſſen Zuſtimmung erhalten; daß Franzesko dies wußte, war gewiß, und ſeine fortdauernde Freundlichkeit gegen Konradin überzeugte mich, daß er Marien nicht mehr liebe.

Die Proben von unſerm Trauerſpiele gingen rüſtig von Statten, Franzesko war ein liebenswürdiger Regiſſeur, und unermüdlich, um Alles auf das Glänzendſte herzuſtellen.

Die Gäſte harrten im großen Saale und erwarteten ungeduldig den Anfang des Stückes. Unter allgemeinem Beifall gingen die erſten Akte vorüber. Während des dritten Aktes flüſterte Cordelia mir zu: „Ich bitte Sie, beobachten Sie Konradin und Franzesko, mein Bruder iſt ungewöhnlich freundlich, das ängſtigt mich.

Ich dankte der Gräfin gerührt für dieſen Wink und ſuchte meinen Freund auf. Er hatte auf einen Augenblick die Bühne verlaſſen, und wandelte im angrenzenden Garten mit ſeiner Maria. Indem ich

mich nahte, das Gekose des Paares zu unterbrechen, um Konradin zu warnen, bemerkte ich Franzesko, der mit spöttischem Lächeln durch eine Erdbeerhecke schaute und schnell verschwand.

„Fort mußt Du, auf der Stelle fort mit Marien, ich will krank werden, das Stück soll gar nicht ausgespielt werden; entferne Dich, ich will auf Dein Zimmer gehen, Alles mitnehmen, was an Geld und Pretiosen Dir gehört, erwarte mich im nächsten Flecken, ich will schon sehen, wie ich Pferde schaffe, Dir nachzueilen, fort, ich flehe Dich an!"

„Was ist Dir, Freund ich beschwöre Dich!" rief Konradin; da trat Franzesko in den Garten und zog meinen Freund auf das Theater.

Maria und ich folgten, ich beschwor Marien sich zu fassen, und eilte auf mein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Als ich zurück auf das Theater kam, stand Konradin auf der Bühne, es war eben die Scene, wo Rodrigo von seiner Geliebten kommt und von den Banditen überfallen wird, die Jago gedungen hat. Das Gefecht begann, Rodrigo wehrte sich tapfer, doch ehe Jago kam, ertönte ein Weheruf aus seinem Munde, blutend sank Konradin nieder.

Alle Mitſpielenden ſtürzten auf die Bühne, man rief nach Wundärzten, vor Allen thätig zeigte ſich Franzesko. Cordelia kniete in Thränen aufgelöſt bei dem Verwundeten, den ſie im Stillen im Herzen trug.

Die Hülfe der herbeieilenden Wundärzte kam zu ſpät, er athmete nicht mehr, ein Stoß des Schwertes hatte ſein Herz getroffen.

Welcher von den unglücklichen Statiſten ihn niedergeſtoßen hatte, wußte man nicht. Jeder ſuchte die Schuld von ſich abzuwälzen.

Was ich dachte, konnte ich Keinem vertrauen, Cordelias Herz wollte ich durch Mittheilung meiner Vermuthungen nicht kränken und Maria lag ſinnlos im hitzigen Fieber.

Ich ſchied, nachdem ich Konradins Beerdigung beigewohnt hatte, auf immer von dieſem traurigen Orte; ſelbſt Italien hatte den Reiz für mich verloren; ich ging nach Deutſchland zurück, und überbrachte der ſchmerzlich betrübten Mutter meines verklärten Freundes eine Locke von ihm. Maria, dies vernahm ich ſpäter, war nach ihrer Geneſung in ein Kloſter gegangen.

Fünfundzwanzig Jahre waren dahingeschwunden, aber das Andenken an meinen Freund und sein trauriges Ende, war nicht in meinem Herzen erloschen. Eines Abends ging ich mit einigen Freunden ungewöhnlich traurig aus dem Theater; ich hatte Raupachs Konradin gesehen, und war auf's Neue lebhaft an meinen Freund erinnert worden. Nach beendigtem Schauspiele gingen wir in das erste Gasthaus der Residenz.

Im ersten Zimmer, in welchem wir uns niederließen, saß ein ernster feingekleideter Mann; sein Gesicht war mir bekannt, ich mußte die Züge, die den Ausdruck tiefen Grames hatten, schon gesehen haben. Wir bekümmerten uns wenig um ihn und sprachen über das Theater.

Der eintretende Wirth flüsterte uns zu: Dieser Herr hat große Besitzungen in Italien, und vor wenigen Wochen ist sein einziger Sohn im Zweikampfe geblieben."

Mir schien, als ob der Fremde auch mir besondere Aufmerksamkeit schenkte; da rief ich, ihm fest in das Auge blickend: „still meine Freunde, von dem Trauerspiele, ich habe in einem wirklichen mitgespielt, in welchem mein Freund das Leben verlor, ich weiß

nun, wer ſein Mörder iſt — das Schickſal iſt gerecht!"

Der Fremde wollte aufſtehen, aber die Füße verſagten ihm den Dienſt.

„Fernau!" ſtammelte er, auf mich blickend, fürchterliche Krämpfe raubten ihm die Beſinnung, leblos trug man ihn fort.

Einige Tage nachher begrub man den letzten Grafen von Rautenſtein. Die Güter ſind an fremde Beſitzer gekommen, nur das Stammſchloß, der Rautenſtein, gehört dem Gemahl von Konradin's Schweſter, und wird auch von der trauernden Cordelia bewohnt. Neben Mariens Bilde, das den Knaben Konradin entzückte, hängt des Jünglings Konradins lebensgroßes Portrait, von mir aus der Erinnerung gemalt.